

MILITARISCH-POLITISCHE PROBLEMATIKEN
ZUR TÜRKENFRAGE IM 15. JAHRHUNDERT

Von Hans Joachim Kießling

In einem im Südosteuropa-Jahrbuch 5 (1961) 15—25 abgedruckten Vortrage „Die Donau als Schicksalsstrom des Osmanenreiches“ hat F. Babinger die geopolitische Rolle des Nibelungenstromes in der osmanischen Geschichte untersucht und dargetan, daß sich, vom ersten Dardanellenübergange der Türken nach Europa an, die osmanischen Eroberer unter dem Zwange der durch den Lauf der Donau bestimmten erdräumlichen Gegebenheiten befunden haben. Die Ausführungen sind durchaus einleuchtend und die bekannten Schicksale der europäischen Türkei von der Unternehmung des Kronprinzen Sülejmân, dem in den Jahren 1354—1358 die Festsetzung auf der Halbinsel Gallipoli gelang¹, bis zur Auflösung des Osmanischen Reiches im Gefolge des Ersten Weltkrieges passen vorzüglich in die geopolitischen Theorien, so daß F. Babingers Darlegungen in mehr als einer Hinsicht an eine Betrachtungsweise erinnern, wie sie etwa in H. Stegemanns berühmtem und einst viel gelesenem Buche „Der Kampf um den Rhein“² am deutlichsten zum Ausdruck kommt. Wenn F. Babinger am Schlusse seines Vortrages sagte, man fühle sich fast versucht, zu glauben, daß „das türkische Staatswesen mit dem Verluste des Donaustrandes auch die sozusagen metaphysische Kraft, die der gewaltige Strom auszustrahlen den Anschein hat, eingebüßt hat und in der Folge seine einst so maßgebliche Rolle als Machtträger in Europa ausgespielt haben mußte“, so klingt hier der Gedanke an, daß die geschichtsbildenden Kräfte nicht allein von Menschen ausgehen, sondern daß die menschliche Willensfreiheit in der bewußten Beziehung beschränkt ist und in weitem Umfange durch außerhalb jeder Beeinflussungsmöglichkeit liegende Umstände und Gegebenheiten bestimmt wird. Zweifellos bewegen sich diesbezügliche Gedankengänge naturnotwendig im Niemandslande zwischen Geschichte, Philosophie und Metaphysik. Von der Fiktion menschlicher Willensfreiheit vermag sich indes schwerlich ein Mensch loszumachen, so daß innerhalb des von höherem Orte festgelegten Begrenzungsrahmens niemand seiner Verantwortlichkeit enthoben werden kann. Freilich schließt diese Feststellung das Recht aus, zu bewertende Tatbe-

¹ Vgl. F. Babinger: Beiträge zur Frühgeschichte der Türkenherrschaft in Rumelien (14.—15. Jahrhundert). Brunn-München-Wien 1944, S. 36 ff. (Südosteuropäische Arbeiten 34.)

² H. Stegemann: Der Kampf um den Rhein. Das Stromgebiet des Rhein im Rahmen der großen Politik und im Wandel der Kriegsgeschichte. Stuttgart-Berlin 1924.

stände je nach Standpunkt oder gar Machtmöglichkeiten in willensfreiheitliche auf der einen und schicksalhafte auf der anderen Seite aufzugliedern. Auf unsere Fragestellung übertragen, will dies besagen, daß die Erforschung der dem menschlichen Erleben zugrundeliegenden erdräumlichen Ursachen und Voraussetzungen uns, d. h. dem Geschichtsforscher, keineswegs die Notwendigkeit ersparen kann, zu untersuchen, ob und inwieweit die Schauspieler auf der Bühne des Lebens und der Geschichte die ihnen zugeteilten Rollen bewußt oder unbewußt spielen bzw. gespielt haben. In diesem Sinne möchten wir den — darüber sind wir uns keineswegs im Unklaren — manchem als verwegen erscheinenden Versuch machen, neben anderen Dingen der Frage nachzugehen, ob sich bei der türkischen Eroberung des südosteuropäischen Raumes bewußte Planmäßigkeiten nachweisen lassen. Weniger der Abendlandhistoriker, der ja im Vergleiche zum Morgenlandhistoriker über ungleich ergiebigere Erkenntnismittel verfügt, als vielmehr unsere engeren Fachgenossen werden ob solchen Versuches verwundert die Köpfe schütteln und uns auf die beklagenswerte, oft bedauerte Dürftigkeit der frühosmanischen Quellen hinweisen, die uns nicht selten schon im niederen Bereiche der reinen Tatsachenwelt jämmerlich im Stiche lassen und daher für Fragestellungen wie die unsrigen kaum etwas zu bieten scheinen. Darüber — und damit auch über die zwangsläufige Bruchstückhaftigkeit unserer Ausführungen — ist sich niemand klarer als wir selbst. Als Sultan Mehmed II. (1451—1481) gegen das letzte griechische Fürstentum auf kleinasiatischem Boden, das Trapezunt der Komnenen, marschierte (1461), wagte sein Heeresrichter die Frage, wohin denn diesmal die Reise gehen werde. Der Sultan soll entgegnet haben: „Wüßte ein Haar meines Bartes um meine Absichten, so risse ich es aus und verbrennte es!“³ Man mag den Vorfall als geschichtlich ansehen oder für einen Topos halten. Er nimmt sich ja in der Tat aus wie eine frühosmanische Spielart jener dem „Alten Fritz“ zugeschriebenen Anekdote, in welcher der Preußenkönig einem ihn taktlos ausforschenden Höfling die vertrauliche Frage stellt: „Kann Er schweigen?“, und auf die bejahende Antwort des Höflings erwidert: „Ich auch!“. Sei dem, wie dem wolle, das erwähnte Geschichtchen um Mehmed II. ist irgendwie doch bezeichnend und gestattet schwerlich günstige Erwartungen hinsichtlich ausgiebiger Stofffülle gerade für unseren Gegenstand. Wenn wir uns dennoch zu einer Untersuchung, wie sie sich aus dem Titel unserer Ausführungen ergibt, angereizt fühlen, so deshalb, weil unsere militärgeschichtlichen Erkenntnisse, was das Osmanische Reich betrifft, in vollem Umfange erst vergleichsweise spät einsetzen — etwa mit der Zeit Sultan Sülejmân's des Prächtigen (1520—1566) —, während der osmanische Frühstaat in dieser Beziehung noch verhältnismäßig wenig Beachtung fand. Einzelheiten, wie etwa die Riesenkanone, die der Siebenbürgener Büchsenmeister Urban dem Sultan Mehmed II. eigens für die Belagerung von Byzanz herstellte, die Sappeur-

³ F. Babinger: Mehmed der Eroberer und seine Zeit. Weltenstürmer einer Zeitenwende. München 1953, S. 204.

tätigkeit der osmanischen Angreifer vor Konstantinopel oder die Schiffsrutschbahn, die Mehmed II. das Eindringen in das versperrte Goldene Horn ermöglichte, sind außerhalb des eng begrenzten Kreises der reinen Militärgeschichte mehr als Kuriositäten denn als Marksteine in der Kriegsgeschichte oder, besser gesagt, in der Geschichte der Kriegskunst gewertet worden. Planmäßige, von vornherein auf ein bestimmtes Ziel abgestellte sine-ira-ac-studio-Darstellungen der osmanischen Streitmacht erscheinen im Abendlande voll ausgebildet erst im 17. Jahrhundert, während frühere Beschreibungen ad-hoc-Charakter tragen und nicht um ihrer selbst willen geschrieben erscheinen⁴. An der Spitze der einschlägigen Forscher marschiert fraglos der ungeheuer vielseitig bewanderte und interessierte Bologneser Luigi Ferdinando Conte Masili (1658—1730), dessen Gesamtwerk noch der Sichtung und Bearbeitung harrt und auch den Vertretern der Militärgeschichte nicht warm genug ans Herz gelegt werden kann⁵. Sowohl des in österreichischen Diensten ergrauten bolognesischen Grafen einschlägige Arbeiten als auch die späteren Darstellungen der osmanischen Kriegsmaschinerie⁶ waren aus den Erfordernissen der Praxis, d. h. den Auseinandersetzungen mit dem Osmanischen Reiche, geboren. Wenn manche belangvolle Einzelkapitel dabei entschieden zu kurz kamen, so vielleicht auch deshalb, weil die Türken, das muß einmal ausgesprochen werden, etwas völlig Neues in der Waffentechnik, wie es etwa die Erfindung der Artillerie, der Atomwaffe des Spätmittelalters und der Frühneuzeit, darstellte, nicht aufzuweisen hatten, wenn sie auch als geborenes Kriegervolk die Bedeutung der abendländischen Neuerungen auf dem Gebiete der Waffentechnik sofort erkannten und sich zunutze zu machen verstanden, wobei allerdings dem stark aufkommenden Renegatentume ein nicht geringer Anteil zuzuschreiben ist. „Non facile gentem aliam minus piguit aliorum bene inventa ad se transferre. Testes maiores minoresque bombardae multaque alia, quae a nostris excogitata ad se advertunt“, sagte bereits der deutsche Gesandte A. G. v. Busbecq (1522—1592) in seinen berühmten „Vier Sendschreiben aus der Türkei“⁷ und traf damit zweifellos ins Schwarze.

Die Kriegsgeschichtler haben, was die osmanische Streitmacht betrifft, bislang das Hauptgewicht ihrer Untersuchung auf die ausrüstungs- und aufbau-mäßige Seite der Angelegenheit geschoben und dabei auch den Austausch bzw. die gegenseitige Nachahmung zwischen den abendländischen und den türkischen Streitkräften betont. Türkische Fachausdrücke in abendländischen Heeren sind das weithin bekannte Zeugnis für solche Übernahmen vom Osten nach dem Westen, wie Termini wie Ulan (aus türkischem oghlan), Schabracke (aus türkischem çapraq), Kalpak (türkisch qalpaq), um nur wenige zu nen-

⁴ Vgl. u. Anm. 7.

⁵ Vgl. F. Babinger: Die Donau als Schicksalsstrom des Osmanenreiches. S. 21 f.

⁶ Als besonders bekannt sei erwähnt J. C. G. Hayne: Abhandlung über die Kriegskunst der Türken. Wien 1788.

⁷ A. Gislenii Bvsbequii: Omnia quae extant. Amstelodami 1660, S. 213.

nen, zeigen. Daß auf dem Gebiete der aus Deutschland kommenden Artillerie deutsche Fachausdrücke mit der Sache selbst und den häufig deutschstämmigen Stückgießern und Büchsenmeistern zu den Türken gewandert sind, glauben wir, trotz türkischer Zweifel, wahrscheinlich gemacht zu haben, und zwar am Beispiele des Terminus *baljemez*, eines Geschütznamens, in welchem wir aus Gründen, die wir ausführlich dargelegt haben, eine türkische Volksetymologie aus dem deutschen „Faulmetz“ sehen⁸.

Hinsichtlich der sogenannten Taktik der Türken sind wir, ebenso wie über Heeresaufbau und Bewaffnung, vergleichsweise gut unterrichtet, wobei allerdings betont werden muß, daß wir unter „Taktik“ das verstehen möchten, was sich aus dem Aufstellungsschematismus der türkischen Streitmächte in der geregelten Feldschlacht und den durch ihn bedingten Einzelzügen ergibt. Wie sich aus den Ausführungen etwa A. v. Pawlikowski-Cholewas in seinem bekannten Werke „Die Heere des Morgenlandes“ (Berlin 1940) S. 269—293 ersehen läßt, hat sich, seit sich osmanische Heere ihren Gegnern in offener Feldschlacht stellten, an der Standard-Aufstellung und damit an der Standard-Taktik im Grundsatz kaum etwas geändert, solange nicht in der jüngeren Neuzeit neue Erfordernisse an die Heere herantraten. A. v. Pawlikowski-Cholewas Hauptfrage ist demnach folgerichtigerweise eigentlich, soweit Standard-Aufstellung und Taktik in Geltung waren, lediglich die Einordnung der neu aufkommenden Artillerie. Ob und inwieweit diese in den frühen Türkenkriegen in der offenen Feldschlacht (die ja nur den Endpunkt vorhergegangener Bewegungsmanöver markierte) überhaupt zum Einsatz gelangte, ist ein Punkt, mit dem sich der bekannte Militärhistoriker nicht näher befaßt hat. Ihre eigentliche Hauptaufgabe dürfte nicht in der offenen Feldschlacht, die so gut wie ausschließlich die Domäne der Fuß- und Reitertruppen war, gelegen haben, sondern im Belagerungskriege, was sich allein schon aus der längst bekannten, insbesondere von M. Jähns⁹ hervorgehobenen Tatsache ergibt, daß die Türken ihre „Feldschlangen“ erst am Einsatzort zu gießen pflegten, womit eine allfällige Verwendung in offener Feldschlacht oder gar im Bewegungskriege kaum mehr als wahrscheinlich angesehen werden kann. Auch spricht die geringe Feuergeschwindigkeit der damaligen Geschütze entschieden gegen die Annahme eines Einsatzes gegen rasch bewegliche Ziele. Als Sultan Bâjezid II. (1481—1512) bei seinem Feldzuge gegen die Moldau (1484) als erster Osmanenherrscher sich zu der ungewöhnlichen Maßnahme entschloß, bereits gegossene Geschütze auf dem Donau-Schiffwege an den Einsatzort zu bringen, erschien dies den militärischen Kreisen des Osmanenreiches außerordentlich bemerkenswert und zugleich

⁸ H. J. Kießling: *Baljemez*. Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 101 (1951) 333—340.

⁹ M. Jähns: *Geschichte der Kriegswissenschaften*. Bd. 1. München-Leipzig 1889, S. 382 ff. und S. 589 ff. und ders.: *Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens von der Urzeit bis zur Renaissance*. Leipzig 1880, S. 791 ff. Vgl. auch F. Lot: *L'art militaire et les armées au moyen âge en Europe et dans le Proche Orient II*. Paris 1946, S. 233.

fremdartig¹⁰. Die Riesenkanone des Siebenbürgers Urban, die Sultan Mehmed II. 1452 in Adrianopel hatte gießen und dann 1453 auf beschwerlichem Landwege vor die Mauern Konstantinopels hatte schleppen lassen, ist als Sonderfall zu werten und nur aus den Bedingungen der Belagerungstechnik heraus zu verstehen. Auch diese Belagerungstechnik, die infolge der verschiedenartigen Anlage und der stets wechselnden Gegebenheiten des Objektes eine allzu starre Ausrichtung auf ein Schema an sich verbot, kann nicht Gegenstand unserer Betrachtung sein, ebensowenig die durch Verpflegungsfragen und Probleme des Straßenzustandes bedingten kriegstechnischen Verhaltensweisen der Türken¹¹. Die genannten Schematismen, als da sind: Aufbau des Heeres, Aufstellung in offener Feldschlacht, Belagerungstechnik und Organisation, berühren weit mehr, ja fast ausschließlich, das türkische Kriegswesen als innermilitärische Angelegenheit, während unsere Fragestellung sich auf der Grenzlinie zwischen Großstrategie und Politik bewegen muß, wobei freilich, wie stets, der Übergang von Strategie zu Taktik ebenso fließend ist, wie der Übergang zur reinen Politik. Es wird also ein Grenzgebiet erfaßt, das auch durch H. v. Moltkes lapidares Wort „Strategie ist die Anwendung des gesunden Menschenverstandes auf die Kriegsführung“ kein genaueres Profil erhalten kann, zumal bei unserem Gegenstande auch die bei reinen Militärs häufig nur in unterentwickeltem Zustande vorhandene Psychologie eine nicht geringe Rolle spielen muß.

Es ist eine an sich nicht unbekannte militärpsychologische Tatsache, daß festgefügte Heerestraktionen von größter Bedeutung für die moralische Haltung und Standfestigkeit einer Truppe sind und daher ihre bewußte Pflege nicht nur wichtig, sondern geradezu unerläßlich ist. Gleichwohl birgt ein allzu starres Festhalten an überkommenen Vorstellungen oder gar an überkommenen konkreten Dingen, wie sie in Bewaffnung, Ausrüstung und Formgrundsätzen zum Ausdruck kommen, nicht unerhebliche Gefahren in sich. Was die altosmanischen Streitkräfte anbelangt, so waren sie verhältnismäßig vorurteilslos im Hinblick auf neuartige technische Möglichkeiten der Kriegsführung, so daß sie ohne Hemmungen sich Errungenschaften der Gegner zunutze machen konnten, was das bereits angeführte Zitat aus A. G. v. Busbecqs „Vier Sendschreiben aus der Türkei“ deutlich beweist. Abneigung gegen neuartige Bewaffnung oder Ausrüstung zeigen ja tatsächlich im all-

¹⁰ Es ist bezeichnend, daß in den südslawischen Heldenliedern immer ausdrücklich hervorgehoben wird, daß eine Kanone von weither herbeigeschleppt wurde. Vgl. dazu A. Schmaus: Beiträge zur südslawischen Epenforschung. In: Sert Monacensia. Franz Babinger zum 15. Januar 1951 als Festgruß dargebracht. Leiden 1952, S. 150, 170, besonders S. 152. Häufig wurden die an Ort und Stelle gegossenen Geschütze nach dem Einsatz wieder zerschlagen und das Erz mitgenommen, um anderswo wieder zu einer neuen Kanone umgegossen zu werden. Nur ausnahmsweise überdauerten Kanonen längere Zeit, wie etwa die berühmte „Katzianerin“ (A. Schmaus).

¹¹ Wir erinnern uns mit Vergnügen eines diesen Gegenstand betreffenden Vortrages von R. Kiszling anlässlich der Tagung der Südostdeutschen Historischen Kommission in Eisenstadt im Herbst 1963.

gemeinen nur stark traditionsverhaftete, in Überreglementierung erstarrte Heere, ein Fehler, vor welchem die osmanische Armee der uns angehenden Zeiten durch das nur wenig überlieferungsträchtige Renegatentum im großen und ganzen bewahrt geblieben ist. Der Widerstand gegen die geplante Umformung der osmanischen Armee nach preußischem Muster, den im Jahre 1826 die Janitscharengarde leistete (und damit ihren eigenen Untergang herbeiführte), war wohl mehr in der Befürchtung, gewisser Vorrechte verlustig zu gehen, begründet, als in der Abneigung gegen militärische Neuerungen¹². Um wie viel „fortschrittlicher“ schon in altosmanischer Zeit das türkische Heer gegenüber abendländischen Streitkräften in dieser Beziehung dachte, zeigt beispielsweise die Einstellung zur neuen Waffe der Artillerie. Diese wichtige Waffengattung wurde von den Osmanen sofort als vollgültige Formation ins türkische Gesamtheer eingereiht und stand in nicht geringerem Ansehen als die Janitscharengarde¹³. In den gleichzeitigen abendländischen Heeren hingegen war der Artillerist oder, wie man damals sagte, der „Büchsenmeister“ nebst seinen Gehilfen nicht ein Soldat, sondern ein zunftmäßig organisierter Handwerker, der nur von Fall zu Fall herangezogen wurde und seinen eigentlichen Platz im außermilitärischen Trosse hatte¹⁴. Zu seinem Ansehen trug auch keineswegs bei, daß ihm seit dem Erlaß der unrühmlich bekannten „Hexenbulle“ des Papstes Innozenz VIII. auch noch ein im Aberglauben der Zeit begründeter Haut-goût anhaftete¹⁵. Die abwertende Einstellung zur Artillerie bei den „klassischen“ Truppenteilen hat sich übrigens, wenn auch nur in Gestalt harmloser Waffengattungsrivalität, bis in die neueste Zeit erhalten, so daß besonders überzeugte Infanteristen und Kavalleristen geneigt waren, im Artilleristen mehr den „Schußknecht“ als den Soldaten zu erblicken. Mit all dem soll nun keineswegs behauptet werden, daß die osmanischen Streitkräfte von Waffengattungsrivalitäten vollkommen frei gewesen wären. Im Gegenteil: wir wissen von heftiger Gegnerschaft etwa zwischen den Janitscharen und Artilleristen (topçý) auf der einen und der Lehensreiterei (sipâhî) und den „leichten Reitern“ (aqyndschy) auf der anderen Seite. Gegnerschaften dieser Art beruhten indes ganz und gar nicht auf Traditionsrivalitäten oder neuerungsfeindlicher Einstellung, sondern auf viel tiefer gehenden, handfesteren Ursachen. Auf eine kurze Formel gebracht: Hier befehdeten sich das alte Türkentum und das aufsteigende Renegatentum im Rahmen der Heeresformationen, wozu sich später auch noch innerislamische religiöse Gegensätze gesellten¹⁶. Waren doch die Lehensreiterei und die Aqyndschy-Truppe noch vergleichsweise reinblütig-türkisch, während die Ja-

¹² Die blutige Janitscharenliquidierung durch Sultan Mahmûd II. im Jahre 1826 behandelt A. P. Caussin de Perceval: *Précis historique de la Destruction du Corps des Janissaires par le Sultan Mahmoud en 1826*. Paris 1833, nach einer Schrift des spättürkischen Historikers Es' ad Efendi.

¹³ A. v. Pawlikowski-Cholewa.

¹⁴ A. v. Pawlikowski-Cholewa.

¹⁵ Vgl. W. Gohlke: *Geschichte der gesamten Feuerwaffen*. Leipzig 1911, S. 21.

¹⁶ Allgemein orientierend: H. J. Kießling: *Das Renegatentum in der Glanzzeit des Osmanischen Reiches*. *Scientia* 55 (1961) 1—9 (auch französisch ebenda).

nitscharen als aus Christenjünglingen rekrutierte Truppe einen profilierten Exponenten des Nichttürkentums bildeten¹⁷. Die Artillerie bestand gleichfalls aus überwiegend nichttürkischen Soldaten. Es liegt durchaus nahe, in diesem Gegensatz auch den Grund für die immer wieder zu beobachtende Tatsache zu sehen, daß bei den Meutereien und Aufständen der Janitscharen-garde, an denen die osmanische Geschichte so überaus reich ist, die Artillerie-formationen fast jedesmal mit den Janitscharen gemeinsame Sache machten, kaum aber jemals die genannten Reitereinheiten¹⁸. In späteren Zeiten gab es innerislamische Zwiste zwischen den Heeresformationen, als die Janitscharen-garde Anlehnung bei den stark heterodoxen Bektaşî-Derwischen suchte und diesen einen teilweise geradezu beunruhigenden Einfluß auf die Truppe einräumte¹⁹. Es ist bezeichnend, daß die Sipâhî daraufhin sich dem Orden der „Tanzenden Derwische“ (Mevlevîje) näherten, einer Art Gegenpol zu den Bektaşî im Rahmen des Derwischtumes. Daß die für die Janitscharen-garde ausgehobenen balkanischen Christenknaben in scharfem islamischen Drill erzogen wurden, änderte nichts am Gegensatz zum Alttürkentume. Als Sultan Bâjezîd II. im Jahre 1481 den osmanischen Thron bestieg, forderten die Janitscharen von ihm ausdrücklich, er müsse das Gros seiner Truppen weiterhin aus den „Christensöhnen“ nehmen, womit die Janitscharen sich selbst meinten. Es war ihnen zu Ohren gekommen, daß der neue Sultan mit dem Gedanken umging, den Einfluß der Janitscharen-garde im Gesamtheere dadurch zu schwächen, daß er die noch leidlich türkischblütige Fußtruppe der 'Azâben verstärkte. All diese Gegensätze schwiegen freilich sofort, wenn es sich um kriegerische Einsätze gegen die christliche Welt handelte. Hier liegt ein Problem, dessen Auswirkungen in der Zeit der frühen Türkenkriege oft verkannt worden zu sein scheinen: nämlich daß der osmanische Sultan seine Auseinandersetzungen mit den Christenmächten durchwegs als Glaubenskrieg (dschihâd), also als, wie man heute sagen würde, ideologischen oder Weltanschauungskrieg führte oder sie doch mindestens auf dieses Gebiet jederzeit hinüberschieben konnte, wenn es galt, die entsprechende Kampfbegeisterung zu wecken, osmanische Kämpfe gegen islamische Mächte indes als reine „Kabinettskriege“ geführt wurden. Wir sind durchaus in der Lage, zu zeigen, daß sich z. B. Sultan Bâjezîd II. dieses Unterschiedes nicht nur bewußt war, sondern daß er sogar alle praktischen Folgerungen bis zur blutigsten Konsequenz daraus zog. Ein altosmanischer Chronist, der Zejnîje-Derwisch-Scheich 'Aşyqpaşazâde (1400 bis nach 1494), Verfasser der wohl gehaltvollsten altosmanischen Chronik²⁰ und Augenzeuge vieler Ereignisse, weiß zu berichten,

¹⁷ Über die Janitscharen vgl. jetzt auch B. D. Papoulia: Ursprung und Wesen der „Knabenlese“ im Osmanischen Reich. Münchener Doktorschrift, München 1963. (Südosteuropäische Arbeiten 59.)

¹⁸ Vgl. dazu C. Brockelmann: Geschichte der islamischen Völker und Staaten. München-Berlin 1939, S. 312.

¹⁹ Allgemein orientierend: H. J. Kießling: Die islamischen Derwischorden. Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 12 (1960) 1—16, besonders S. 12 ff.

²⁰ Die altosmanische Chronik des 'Aşikpaşazâde. Herausgegeben von F. Giese. Leipzig 1929, S. 184.

was sich im Rahmen des Kampfes um den osmanischen Thron zwischen Sultan Bâjezid II. und seinem Halbbruder Dschem-Sultân abspielte. Schon beim ersten Zusammenstoß im Raume von Jeniſchir wurden einige Derwische, die sich als irreguläre Kämpfer auf seiten Dschem-Sultân's betätigt hatten, zusammengehauen mit der ausdrücklichen Begründung „Ihr Unseligen, bleibt bei Eurem Derwischtum, was habt Ihr im Kampf zwischen den beiden Prinzen zu suchen?“ (bire, bedbachtlar, siz derviſler olaysız, bu iki pâdiſâhzâde arasynda nejlersiz?). Noch schlimmer erging es jenen türkmenischen Stämmen, die den nach Südosten sich absetzenden Dschem-Sultân und seine Begleitung ausgeräubert und um ein Haar sogar gefangen hatten und nun von dem siegreichen Bâjezid II. für dieses erbärmliche „Verdienst“ Belohnung glaubten erwarten zu dürfen. Bâjezid II. ließ sie regelrecht ans Kreuz schlagen und begründete diese grauenvolle Maßnahme nach dem osmanischen Geschichtsschreiber Mehmed Sa'd-ed-Dîn (1536—1599) wörtlich folgendermaßen: „Dies ist der Lohn der Sklaven, die sich unbefugt in die Geschäfte der Sultane mischen. Ihnen steht nur zu, das Joch desjenigen zu tragen, der es ihnen auferlegt. Wenn zwei Erben des Reiches um dasselbe streiten, hat sich kein Außenstehender dareinzumengen. Was untersteht sich so niedriges Gesindel, die Hand nach dem Höchsten auszustrecken?“²¹ Ein ganz ähnlicher Fall hatte sich bereits rund sechzig Jahre vorher im Osmanenreiche abgespielt. Als sich im Bruderkriege nach der Schlacht von Ankara (1402) in der europäischen Türkei die Teilsultane Mûsâ und Sülejmân um die Herrschaft stritten, wurde Sülejmân, der sich beim Volke unbeliebt gemacht hatte, in einem thrakischen Dorfe von aufsässiger Bevölkerung umgebracht. Mûsâ, weit entfernt, sich den Bewohnern des besagten Dorfes dafür dankbar zu erweisen, daß sie ihm den lästigen Nebenbuhler vom Halse geschafft, ließ die Unseligen kurzerhand massakrieren, weil sie sich in Dinge gemischt hätten, die sie nichts angingen²². Ein abgeblaßter Rest dieser fürstlichen Geisteshaltung drückt sich in der Äußerung jener habsburgischen Erzherzogin aus, die 1859, als die Wiener Presse Kritik am oberitalienischen Feldzuge übte, sagte: „Ich weiß nicht, was es das Volk angeht, wenn der Kaiser Krieg führt!“²³ Auch bei Kriegen der Osmanen gegen andere muslimische Herrschaften kam, da ja hier die Ausrufung des Dschihâd, des „Heiligen Krieges“, gegenstandslos war, schwerlich eine andere Form der Kriegsführung als die des „Kabinettskrieges“ in Frage. Aus der Verkenntung des grundlegenden Unterschiedes zwischen dem Dschihâd, also dem ideologischen Kriege gegen ungläubige Mächte, und dem „Kabinettskrieg“ gegen muslimische Mächte erwachsen abendländischerseits Probleme mit z. T. grotesken Auswirkungen. Sie traten vorzugsweise in der Frage des „Mehrfrontenkrieges“ gegen die Osmanen in Erscheinung, d. h. in der Frage, ob und inwieweit ein muslimischer Machthaber als Bündnispartner

²¹ J. v. Hammer-Purgstall: Geschichte des Osmanischen Reiches. Bd. 1. Pesth 1834, S. 607.

²² J. v. Hammer-Purgstall 275.

²³ G. Geißler: Von Metternich bis Sarajewo. Das Leben Kaiser Franz Josephs. Berlin 1939, S. 83.

in Betracht kommen konnte bzw. wie weit seine Einsatzfreude gegen einen muslimischen Standesgenossen zugunsten christlicher Staaten oder Fürsten überhaupt reichte. In der Tat zeigten die aus der frühosmanischen Geschichte bekannten Kriegsbündnisse des christlichen Westens mit muslimischen Osmanengegnern ausnahmslos die allen Koalitionskriegen beinahe naturnotwendig anhaftenden Unzulänglichkeiten in zwangsläufig gesteigertem Maße auf. Kein muslimischer Osmanengegner — es sei als typisch herausgegriffen der Fürst von Qaramân — führte einen solchen Koalitionskrieg jemals über seine persönlich-muslimischen Interessen hinaus im Hinblick auf ein ihm und dem christlichen Bündnispartner gemeinsam vorschwebendes höheres Ziel. Mit anderen Worten: es blieb für ihn beim Kabinettskrieg und er war nicht bereit, die Unterstützungen, die ihm von christlicher Seite zuteil wurden, über seine persönlichen Belange hinaus zu honorieren. Im Gegenteil: sobald die leisesten Zweifel am Erfolg des christlichen Partners auftauchten, ließ der Bündniseifer bedenklich nach und die Fäden zogen sich bereits wieder hinüber zum muslimischen „Freund-Feind“ und Glaubensgenossen. Muslimische Bündnispartner gegen die Osmanen waren also für den christlichen Westen in keinem Falle eine Hilfe, die wirklich eine Entscheidung hätte bringen können. Abgesehen davon, daß sie, wie schon gesagt, gegenüber ihren muslimischen Gegnern, den Osmanen eben, nur „beschränkte Kriegsziele“ verfolgten und auch nur verfolgen konnten, gestattete die erdräumliche Lage eine volle Auswertung eines solchen Bündnisses in militärisch-politischer Hinsicht nur in sehr begrenztem Ausmaße, indem die für die damalige Zeit nur schwer zu bewältigenden Entfernungen und Geländebeziehungen nicht nur materielle Unterstützungsmaßnahmen, sondern bereits die bloße gegenseitige Verständigung gewaltig behinderten. Auch hätte dem christlichen Westen durchaus auffallen müssen, daß die osmanischen Sultane jeden Sieg über abendländische Mächte demonstrativ als Sieg des Islam feierten und dem recht sinnvollen Ausdruck zu verleihen pflegten, so etwa, wenn Sultan Murâd II. (1421—1451) nach seinem Siege bei Varna (1444) gefangene christliche Ritter in voller Panzerung bei seinen muslimischen fürstlichen Standesgenossen herumschickte, um diesen zu zeigen, welche „Eisenmänner“ er überwunden habe²⁴. Mehmed II. besaß gar die Geschmacklosigkeit, das einbalsamierte Haupt des letzten byzantinischen Kaisers Konstantin XI., der bei der Eroberung Konstantinopels den Tod gesucht und gefunden hatte, in der islamischen Welt herumzeigen zu lassen²⁵. Hochtrabend formulierte Siegesmeldungen an die muslimischen Fürsten waren jedenfalls das Mindeste, was nach Erfolgen gegen die „Ungläubigen“ durch die islamische Welt posaunt wurde, und wenn sich Bâjezîd I. aus gleichem Anlasse von einem in Kairo lebenden abbasidischen Schattenchalifen den Titel eines „Sultans von Rûm“ verleihen ließ, so war auch dies als betont islamische Demonstration zu werten. Gewiß war der alte Chalifatsgedanke spätestens seit 1258 tot, aber durch sein

²⁴ F. Babinger: Mehmed der Eroberer und seine Zeit. S. 41.

²⁵ F. Babinger: Mehmed der Eroberer und seine Zeit. S. 102.

Verhalten gegenüber dem Schattenchalifen zeigte Bâjezid I., daß er den de facto wie de iure bedeutungslosen Titel „Sultan von Rûm“ als speziell gesamtislamische Auszeichnung für seinen „Glaubenskrieg“ aufgefaßt wissen wollte. Wie dem auch sein mag, in den Zeiten, die uns hier angehen, liefen der Gedanke einer Pax islamica und der einer Pax ottomanica noch durchaus parallel, sie bargen keinen Widerspruch in sich, und was immer es an Reibereien intern-islamischer Art gegeben haben mag, konnte auf die Einheitlichkeit des Wollens gegenüber dem christlichen Gegner keinen ändernden Einfluß ausüben.

In der Welt des Christentums sahen die Dinge ganz anders aus. Wir nehmen hier erstmals Bezug auf ein uns durch N. Iorga paraphrasierend erschlossenes, aber bislang unbeachtet gebliebenes Promemoria in lateinischer Sprache vom 1. XI. 1500 aus der gewandten Feder des Bischofs von Gallipoli (Unteritalien) Alexius Celadonius (gest. 1517 als Bischof von Molfetta), der unter dem frischen Eindruck der Eroberung von Modon durch Sultan Bâjezid II. seinem einstigen Vorgesetzten, dem Princeps Sacri Senatus und einstigen Cardinalis Neapolitanus die bewußte Schrift übermittelte²⁶. Es handelt sich um Vorschläge aller Art für eine wirksame Bekämpfung der Türken, wobei klar wird, daß an dem Bischof sichtlich ein Stratege und Politiker von hohen Graden verloren gegangen ist, von guter Sachkenntnis zu schweigen, die wohl auf die moreotische Herkunft des geistlichen Herrn zurückgeführt werden kann. Denkschriften zur Türkenbekämpfung hat es schon vor Alexius Celadonius gegeben und auch in späterer Zeit sind solche verbreitet worden²⁷. Was indes das — von seinem Verfasser zugegebenermaßen aus eigenem Antriebe und ohne äußere Veranlassung gefertigte — Promemoria unseres Bischofs von den übrigen Erzeugnissen dieser Gattung abhebt, ist der Umstand, daß in ihm die tiefere Problematik der Türkenfrage jener Zeit klarer erfaßt ist als anderswo, da die vergleichbare Literatur durchwegs am rein „Technischen“ hängen bleibt, ohne zu erkennen, worauf es eigentlich ankam. Zwar ist Alexius Celadonius sichtlich noch im Kreuzzugsdenken befangen, was sich aus seinem geistlichen Stande erklärt und aus der ihm selbstverständlichen Voraussetzung kirchlicher Führung im gemeinsamen Türkenkampfe sich ersehen läßt. In dieser Beziehung gab sich der gallipolitische Bischof allerdings Illusionen hin. Der Kreuzzugsgedanke klassischen Stiles war lange schon tot, wenn auch der Terminus noch öfters auftauchte. Wenn überhaupt, so konnte höchstens das Unternehmen des Ungarnkönigs Sigismund, das 1396 mit der Katastrophe von Nikopolis endete, als letzter „echter“ Kreuzzug bezeichnet werden, und auch das nur cum grano salis. Alexius Celadonius widerspricht im Grunde in dieser Hinsicht sich selbst allein schon dadurch, daß er vorschlägt, diplomatische Föhler u. a. am Hofe des — Mam-

²⁶ N. Iorga: Notes et Extraits pour servir à l'Histoire des Croisades au XVe siècle. Bukarest 1915, S. 313—330 (Nr. CCCLXIII).

²⁷ Als besonders bekanntes Beispiel sei der „Advis“ des Giovanni Torcello, enthalten in Bertrandon de la Broquière's Voyage d'Outre-Mer. Paris 1884, S. 263—266, genannt.

lükensultans auszustrecken, in dessen Händen sich ja damals just das „klassische Kreuzzugsziel“, das Heilige Land mit seinen christlichen Heiligtümern, befand. Aber es geht dem Bischof jetzt nur darum, dem Osmanensultan Schwierigkeiten innerhalb des islamischen Bereiches zu bereiten, im Falle des Mamlüken dadurch, daß man ihn in der Cypernfrage gegen die Osmanen scharf machte, die angeblich nach dem Besitze der Insel trachteten. Alexius Celadonius geht so weit, zu empfehlen, man solle den Mamlüken in Sachen Cypern einen freiwilligen Tribut zahlen, wenn Kairo sich bereit finde, gegen die Osmanen zu den Waffen zu greifen. Die Zeche hätten freilich die Venezianer zu bezahlen gehabt, denen ja 1489 die Witwe des letzten Lusignan-Herrschers, Caterina Cornaro, in Besinnung auf ihre Heimat die Rechte auf die Insel übertragen hatte. Da Cypern seit 1426 praktisch Lehensstaat der Mamlüken war, konnten diese auch jetzt einen gewissen Anspruch auf die ja auch strategisch ungeheuer wichtige Ostmittelmeer-Insel erheben. So erklärt sich Alexius Celadonius' Satz: „ . . . nunc eosdem (d. h. die Osmanen) ad Cyprum insulam occupandam spectare, cuius imperium Soldanum (d. h. der Mamlüken-Sultan) ipsum pertinere sibi asseverare, idque christianis etiam notissimum esse, eoque pro illa quod satis fuerit tributi libenter offerre, modo bellum in communem hostem suscipiat.“ Auf ganz entsprechende Weise will Alexius Celadonius auch den Herrn der „Horde vom Weißen Hammel“ geködert wissen, dem man seine mütterlicherseits ihm zustehenden Rechte auf Trapezunt, das Mehmed II. 1461 sich einverleibt hatte, als Lockspeise hinwerfen solle („ . . . ad quem qua materno iure Trapezuntis imperium spectat, quod anno abhinc quadragesimo parens communis hostis occupaverat“)²⁸. Sogar den moskowitzischen Zaren (Iwan III.) möchte Alexius Celadonius in das weltweite antitürkische Bündnis einbeziehen, wobei diesem die pontischen Städte als Belohnung winken sollten. In diesem Zusammenhang macht der Bischof auch belangvolle Ausführungen in der Frage der schismatischen Ostkirche (die ja in der Folge der Verhehlung Iwans III. mit einer Nichte des letzten byzantinischen Palaeologen-Kaisers in Moskau ein neues Zentrum gefunden hatte)²⁹. Aus des Bischofs Vorschlägen geht auch hervor, daß ihm für den christlichen Westen die Eroberung der europäischen Türkei vorschwebte, wonach man mit den Moskowitern im Falle des Gelingens gute Nachbarschaft halten müsse („ad eum [d. h. den Zaren Iwan III.] spe(m) tollendae differentiae componendaeque unionis inter Orientis Occidentisque Ecclesiam, a qua regio illa pertinaciter dissentit, prima mandata contineant. Nam, etsi odio metuque Turcorum sollicitantur, tamen ita quidam errores opinionisque fatue apud illos invaluerunt, ut, nisi, proposita spe dissimulationeque quadam non admodum eos errare, demulceantur ac mitigentur, nihil unquam boni quod ad Occidentalis Ecclesiae salutem pertineat, facturi sint. Deinde ut, foedere cum Tartaris icto, Scytharum, et hi Parthorumque genus,

²⁸ Der Herr der „Horde vom Weißen Hammel“, Uzun Hasan, war mit einer Nichte des Komnenenkaisers von Trapezunt verhehlicht. Vgl. F. Babinger: Mehmed der Eroberer und seine Zeit. S. 204.

²⁹ Vgl. F. Babinger: Mehmed der Eroberer und seine Zeit. S. 340.

cum quibus illi simultates exercent, bellum simul Turco moveant seque ad recuperandas eas Ponti urbes, in quibus ius habere Scythae pretendunt, accingant, instantibus praesertim cum tantis viribus, parte altera, occiduis christianis et occasionem simul facultatemque dantibus occupandae magnae partis Ponti, tam utilis illis et commodae ac pernecessariae plagae, eiusque possessionem permittentibus et insuper stabilem nunc pacem ac foedus, Thracia vero recuperata, fidam acceptamque vicinitatem pollicentibus“). Schließlich fordert Alexius Celadonius eine Blankovollmacht für die Gesandtschaften in allen Dingen, die dazu dienten, die für ein antitürkisches Bündnis zu Gewinnenden zum Kriege gegen die Osmanen anzufeuern („Omnia denique legatorum iudicio permittantur, quibus nationes illas movere, irritare, accendere et inflammare in hostem possint“). Freilich dürfte die Phantastik dieser an sich genialen diplomatischen Planung dem Urheber schon beim Schreiben zum Bewußtsein gekommen sein, denn in einem Nachsatze gibt er sich keinen Illusionen hinsichtlich der Durchführbarkeit dieser Monster-Liga hin. Er meint, auch wenn diesen Gesandtschaften zu dem moskowitischen Zaren, zum Mamlûken-Sultan und zum Herrn der „Horde vom Weißen Hammel“ kein Erfolg beschieden sein werde, so würde doch durch diese Unternehmungen der Osmanensultan unter Druck gesetzt und zu Konzessionen veranlaßt werden können.

Von „Kreuzzug“ ist, wie gesagt, zwar die Rede, aber aus den übrigen Vorschlägen unseres Bischofs ergibt sich mit klarer Eindringlichkeit, daß die Kriegsbegeisterung gegen die Türken sehr mäßig war. Immerhin verspricht er sich einiges von kirchlichen Maßnahmen. Auch sonst macht der Bischof vernünftige Vorschläge, die davon Zeugnis ablegen, daß er die Hauptgründe für das große Versagen des christlichen Westens gegenüber dem Vordringen der Türken auf allen Linien seit der Wiederherstellung des Osmanenreiches nach der Katastrophe von Ankara (1402), d. h. vorab seit der Herrschaft Murâds II. und besonders zur Zeit Mehmeds II., erkannt hat. Diese Gründe lagen nicht allein, wie man denken möchte, im Militärischen, sondern vor allem im Psychologischen, Moralischen und Politischen. Hiefür stellt Alexius Celadonius' Promemoria eine erstrangige Quelle dar, da es sich von jeglicher Schönfärberei frei hält, die Mängel schonungslos aufdeckt und den Vorteilen der Türken aufschlußreich gegenüberstellt. Unser Bischof ist sich durchaus darüber im klaren, daß er sich in einer ungünstigen psychologischen Ausgangssituation befindet, da sich die fatalen Auswirkungen des allmählichen Absterbens des Kreuzzugsgedankens bereits allenthalben deutlich zeigten. Der Kreuzzugsgedanke, in seiner Zielrichtung ohnehin verlagert, lag nicht nur in Agonie, sondern war, was noch schlimmer ins Gewicht fiel, innerlich ungläubwürdig geworden, seit christliche Fürsten und Staaten, einzelne Päpste nicht ausgeschlossen, sich in der Türkenfrage als sehr kompromißfreudig erwiesen. War es schon ausgesprochen peinlich, daß sich die Kreuzzügler gegen die „islamische Barbarei“ um die Bundesgenossenschaft anderer muslimischer Herrschaften bemühten und diese auch materiell zu unterstützen trachteten, so mußte es um die Wirkung der Kreuzzugspropaganda nicht minder

böse bestellt sein, wenn deren Urheber gestern die Türken als den Schreckpopanz der ganzen gesitteten Welt hingestellt hatten, heute sich aber bei eben diesen Türken in recht würdelosen Formen anbiederten, und das wozumöglich auf Kosten des christlichen Nachbarn. Besonders fatal zeigte sich die innere Verlogenheit der Kreuzzugspropaganda jener Tage zur Zeit Mehmeds II. und seines Nachfolgers Bâjezid II. Die Tauwettervorstellung, die sich im Abendlande nach Mehmeds II. jähem Tode allenthalben breit machte und dem politischen Scharfsinn der meisten abendländischen Mächte — nur Papst Sixtus IV. und der Ungarnkönig Matthias Corvinus wußten es besser — ein herzlich schlechtes Zeugnis ausstellte, ist Alexius Celadonius besonders verderblich erschienen, weshalb er als Kernpunkt seines Promemoria feststellt, daß die türkische Politik in ihren Grundzielen unveränderlich sei und auf die Beherrschung der Welt ausgehe. „Neminem nisi Turcum imperare Turci hominibus patiuntur“, sagt eindringlich der Bischof, und malt das Endschicksal der christlichen Welt aus: „Passim, mihi credite, trucidabimur et sacri Deo et sancto inuncti chrismate insepulti quoque iacebimus, mox feris et volucris esca futuri!“ Folgerichtig tritt daher der Schreiber des Promemorias der — wohl auch im Absinken des Kreuzzugsgedankens begründeten — Neigung der Zeitgenossen entgegen, sich in der Türkenpolitik auf das Halten der den Türken noch nicht anheimgefallenen Gebiete zu beschränken, und verfißt das Ziel der Wiedergewinnung des Verlorenen: „. . . nec nostris finibus contineri, sed accingi ad ea recipienda quae hactenus amisimus, ad hostem fortiter invadendum, . . . ad templa et loca illa sacratissima, fedis hostium cerimoniais temerata, lustranda atque purganda.“

Hinsichtlich der von Alexius Celadonius vorgeschlagenen Maßnahmen organisatorischer und propagandistischer Art zur Vorbereitung eines Kreuzzuges muß gesagt werden, daß die organisatorische Seite sich im Grundsatz nicht von bereits früher Praktiziertem unterscheidet. Der Papst soll alle Vertreter der Christenheit zusammenrufen zu einem „conventus christianorum omnium, regum, principum, regulorum et urbium quae suis legibus vivunt“. Nur Krankheit oder Tod sollen als Entschuldigung gelten. Alle Fehden sollen aufgehoben oder wenigstens aufgeschoben werden, Geldbeiträge, gestaffelt nach sozialer Lage, Rolle im Kreuzzug und Entfernung vom Feind, eingetrieben werden usw. Die Kirche soll überall mit gutem Beispiele vorangehen, auf von ihr beanspruchte Rechte weitgehend verzichten und diese gewissermaßen als Belohnung für Kreuzzugseifer und -leistungen an entsprechend Würdige vergeben. Dazu sind die üblichen Sündenablässe und -vergebungen für künftige Kreuzzügler in Aussicht zu stellen. Nachdem diese Fragen alle auf dem besagten Conventus geregelt, sollen die Teilnehmer, jeder in seinem Bereiche und nach Maßgabe seiner Möglichkeiten, alles in die Wege leiten und insgesamt ein Kreuzzug von fünfjähriger Dauer vorbereitet werden. Besondere Bedeutung kommt der Propaganda zu und hier erweist sich Alexius Celadonius gleichfalls als fähiger Fachmann, denn was er vorschlägt, könnte aus der Schule neuzeitlicher Massenbeeinflussung stammen: man müsse zunächst durch eindringliche Schilderungen der Leiden der

Christen unter türkischer Fuchtel auf die Tränendrüsen drücken und Abneigung gegen die Osmanen erzeugen („ . . . dicendi quodam genere quam vehementissimo, ardore verborum et corde vultuque incenso . . .“), also schlichthin Greuelpropaganda betreiben, daneben solle man ruhig die der noch nicht von den Türken unterworfenen christlichen Welt drohende türkische Gefahr kräftig übertreibend darstellen. Der Uneinigkeit der christlichen Welt ist mit allen Mitteln entgegenzutreten („ . . . et sensim homines ad vigorem caloremque humanitatis deducantur . . .“) und den Streithähnen das Menschenunwürdige ihres Tuns klarzumachen („ . . . quandoquidem homo dumtaxat nullumque praeter id animal ob discordiam ad necem sui generis irruat . . .“). Und damit ja kein Mittel, und wäre es auch das krampfhafteste, unversucht bleibe, will der geistliche Herr sogar den weiblichen Sex-Appeal für das Kreuzzugsgeschäft einspannen, indem er unverblümt den Damen empfiehlt, ihre Schäferstündchen dazu zu benutzen, den jeweiligen Kavalieren etwas Kreuzzugsbegeisterung einzuimpfen. „Votis denique in Deum ac precibus post amplexus et oscula prosequantur“, heißt es im *Promemoria*. Die sonstigen Ausführungen des gallipolitanischen Bischofs zu den genannten Punkten sind mehr technischer Art und können hier unberücksichtigt bleiben, doch sei erwähnt, daß auch sie schon den Kernpunkt des Übels auf abendländischer Seite durchschimmern lassen: die Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit, die auseinanderstrebenden Einzelinteressen zu koordinieren, der Mangel eines einheitlichen Oberbefehles und eines einheitlichen sprachlichen Verständigungsmittels, die durch Erschlaffung im Wohlleben begründete Unfähigkeit, Opfer zu höheren Zwecken zu bringen, Fehlen einer allgemeinen Wehrbereitschaft, so daß man mit Mietlingstruppen gegen einen weltanschaulich überzeugten, unter einheitlichem Befehle stehenden und durch und durch gestählten, unverweichlichten, jeder Strapaze gewachsenen Feind, eben die Türken, glaubt antreten zu können. Die Stärke der Türken, die im übrigen ausrüstungsmäßig den Christen keineswegs überlegen seien, beruhe auf ihrer Einheitlichkeit in Oberbefehl und Willen. Niemals duldeten die Türken, daß mehrere Herren über sie herrschten und wenn Thronstreitigkeiten aufträten, so ruhten sie nicht eher, als bis ein Sultan wieder über das Reich herrsche („ita quidem concordiae uniusque imperio assueti, quod, duobus vel pluribus liberis suo principi succedentibus, non antea conquiescunt quam in uno eorum summa imperii convolvatur“). Wie aber sehe es bei den Christen aus? Sie sind in ihrem blindwütigen Hasse jederzeit bereit, einander an den gemeinsamen Feind zu verraten („communi quoque hosti turpiter product“)!

Hier rührt nun Alexius Celadonius an den Kernpunkt der Türkenfrage seiner Zeit, ohne freilich zu erkennen, daß zwischen dem Sterben des Kreuzzugsgedankens und dem von ihm gerügten Zustande ein ursächlicher Zusammenhang bestand. Was immer die Ursachen für das Hinschwinden des Kreuzzugsgedankens gewesen sein mögen — der Terminus lebte, wenn auch mit gewandeltem Vorstellungsinhalt, durchaus noch weiter —, die Folge war zwangsläufig eine grundsätzliche Änderung in der Einstellung zum Osmanenreiche. Das verderblichste Moment war fraglos das Zurücktreten der welt-

anschaulichen Bewertung der Türkenfrage durch die Mehrzahl der abendländischen Mächte, eine „Aufweichung“, die unter den Päpsten Innozenz VIII. und Alexander VI. sogar die Kurie ergriff und diese zu einer „apertura all'oriente“ bewog. Die Folge dieser Veränderung, die nur von wenigen klarer Blickenden jener Zeit mißbilligt wurde, war, sub specie aeternitatis gesehen, daß nach dem Tode Mehmeds II. Gelegenheit zu einer „schöpferischen Pause“ gegeben wurde, aus der dann im 16. Jahrhundert die neue Offensivkraft des Osmanischen Reiches erwuchs, die dieses vor die Tore Wiens führte und zur unbestrittenen Vormacht des islamischen Orients und des Ostmittelmeer-Raumes machte. In der Praxis des politischen Alltags sahen die Dinge so aus, daß abendländische Mächte den türkischen Sultan als gleichgearteten und daher gleich zu bewertenden Partner im diplomatischen Spiel betrachteten und behandelten und sich der Illusion hingaben, der Sultan werde grundsätzlich ihren Vorstellungen entsprechend sich verhalten, weil er das diplomatisch-politische „Kleinspiel“ mitmachte. Nur aus solch völliger Blindheit vor den Tatsachen erklären sich Verhaltensweisen wie des Sigismondo Malatesta zu Rimini, der den Sultan Mehmed II. zur Landung auf seinem Gebiete einlud³⁰, aber auch Naivitäten wie der Versuch des Papstes Pius II., den gleichen Mehmed II. zum Christentum zu bekehren und ihm als Lohn die Herrschaft über die gesamte Christenheit anzubieten³¹. Auf der gleichen Linie bewegten sich die kindlichen Vorstellungen von der angeblichen Christenfreundlichkeit, ja geradezu dem angeblichen „Kryptochristianismus“ der Sultane Mehmed II. und Bâjezid II., Vorstellungen, die aus dem dürftigen Argument erwuchsen, Mehmed II. habe sich das christliche Glaubensbekenntnis, Bâjezid II. die Reden des Bußpredigers Savonarola ins Türkische übersetzen lassen. In Wirklichkeit entsprang das Bedürfnis der Sultane, solche Christiana kennen zu lernen, rein politischen Erwägungen. Daß beide genannten Osmanenherrscher mit dem christlichen Westen, insbesondere mit der römischen Kurie, einen schwunghaften Reliquienhandel betreiben und für die Lieferung von „Heiltümern“ (über deren Echtheit man überdies geteilter Ansicht sein konnte) nicht nur dicke Gelder, sondern sogar politische Zugeständnisse einheimen konnten³², zeugt nicht minder von der, wie es schien, von allen guten Geistern verlassenem infantilen Geisteshaltung der Christenheit jener Tage als die bedenklichen, da oftmals bereits an Perversität grenzenden Turkophilismen, die sich auf breiterer Volksebene bemerkbar machten. Alles, was aus der Türkei kam, wurde, wenn nicht gerade geliebt, so doch zum mindesten für sehr interessant befunden. Wann immer eine türkische Gesandtschaft oder gar ein wirklicher oder vorgeblicher osmanischer Prinz im christlichen Westen auftauchte, so waren sie nicht nur Objekte hemmungsloser Neugier

³⁰ Vgl. F. Babinger: Mehmed der Eroberer und seine Zeit. S. 214.

³¹ Vgl. F. Babinger: Mehmed der Eroberer und seine Zeit. S. 212 f.

³² S. F. Babinger: Reliquenschacher am Osmanenhof im XV. Jahrhundert. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der osmanischen Goldprägung unter Mehmed II., dem Eroberer. München 1956. (Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 1956, Heft 2.)

des Volkes, sondern sogar der aufdringlichsten Zuneigung der Damenwelt, so daß sich die Vertreter des „nemico secolare“ vor der Begierde ihrer Verherrlichen kaum zu retten vermochten. Beim Karneval als „Türke“ zu erscheinen, war letzter Schrei der Mode, und den Türken seine Dienste anzubieten, galt keineswegs als anrühlich, geschweige denn landesverräterisch. Das Italien der Renaissance handelte in jenen Zeiten nach dem schönen Grundsatz *Servo chi mi paga* (ich diene dem, der mich bezahlt) und selbst seine hochstehendsten Vertreter machten sich kein Gewissen daraus, dem Osmanensultan sich anzubiedern und zur Ausbreitung seiner Macht beizutragen. In diesen trüben Rahmen gehört, um nur ein besonders bezeichnendes Beispiel zu erwähnen, das aufsehenerregende Angebot Leonardo da Vincis an Sultan Bâjezîd II., ihm eine Brücke über das Goldene Horn zu bauen, unter welcher Segelschiffe in voller Takelung hindurchfahren konnten. Auch als Windmühlenbauer wollte Leonardo da Vinci tätig werden³³. Ähnliches soll auch Michelangelo Buonarotti im Sinne gehabt haben, wenn auch nicht, wie im Falle Leonardo da Vincis, ein diesbezüglicher Urkundentext vorliegt. Auf der gleichen oder wenigstens auf ähnlicher Linie lag die gewaltige Überschätzung, die man jenen teils echten, teils unechten Osmanenprinzen entgegenbrachte, die, auf abenteuerliche Weise nach dem Abendlande gelangt, als Schachfiguren im Spiel der christlichen Mächte herumgeschoben wurden. Wie nicht anders zu erwarten war, verschwanden die meisten von ihnen sang- und klanglos von der Bildfläche, nachdem sie ihren abendländischen Kostgebern für den Fall ihrer Einsetzung als osmanischer Sultan das Blaue vom Himmel herunter versprochen hatten, ohne indes auch nur den leisesten Rückhalt im Osmanenreiche selbst zu haben, wo man sie kaum dem Namen nach kannte³⁴. Der einzige unter diesen Gestalten, dessen Echtheit über allen Zweifel erhaben ist und der auch entschieden der gefährlichste war, Bâjezîds II. Halbbruder Dschem-Sultân³⁵, segnete in einem für Bâjezîd II. sehr gelegenen Augenblick das Zeitliche (1495). Ob er in Neapel eines natürlichen Todes verblich oder, wie behauptet wurde, am Gifte des Borgia-Papstes Alexander VI., der im Einvernehmen mit dem Sultan handelte, hat bis heute nicht eindeutig geklärt werden können³⁶. Sollte letzteres der Fall gewesen sein, so

³³ S. F. Babinger: Vier Bauvorschläge Lionardo da Vinci's an Sultan Bâjezîd II. (1502/3). Göttingen 1952. (Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, phil.-hist. Klasse 1952, Nr. 1.) Erweitert nachgedruckt bei F. Babinger: Spätmittelalterliche fränkische Briefschaften aus dem großherrschaftlichen Seraj zu Stambul. München 1963, S. 120 ff., ebenda S. 96 ff. (Südosteuropäische Arbeiten 61.)

³⁴ Über verschiedene solcher Gestalten hat F. Babinger gehandelt, so etwa Bâjezîd Osman (Calixtus Ottomanus), ein Vorläufer und Gegenspieler Dschem-Sultans. *La Nouvelle Clio* III (Brüssel 1951) 349—388. Ergänzungen in *Κρητικά Χρονικά* VII (Iraklion 1953) 457 ff. — Ders.: Dâwûd-Çelebi, ein osmanischer Thronwerber des 15. Jhdts. *Südost-Forschungen* 16 (1957) 297—311.

³⁵ Das Standard-Werk über diesen Prinzen ist nach wie vor L. Thuasne: *Djem-Sultan*. Paris 1892.

³⁶ Vgl. L. v. Pastor: *Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalter*. Bd. 3. Freiburg im Breisgau 1924, S. 418—419. Seit O. Ferraras Buch: *Alexander VI.*

hätte der Borgia aus purer Geldgier und aus Haß gegen den ihm den osmanischen Prinzen abzujagen im Begriffe stehenden französischen König Karl VIII. die Gesamtchristenheit eines wirksamen Druckmittels gegen den Großen herrn beraubt, eine für die damalige Zeit zwar besonders charakteristische, in der Weltgeschichte allerdings keineswegs einmalige Haltung. Dschemschidsch hatte ja tatsächlich dem Sultan jahrelang durch sein bloßes Dasein schlaflose Nächte bereitet, da er offenbar eine zahlreiche Anhängerschaft im Osmanenreiche besaß. Immerhin ist es nicht ganz untypisch, daß die zeitgenössischen altosmanischen Chroniken Dschemschidschs Schicksal nur bis zu seiner Flucht zu den Rhodiser Ritttern verfolgen und dann einhellig behaupten, niemand wisse, was weiterhin aus ihm geworden sei³⁷.

Haperte es also mit der psychologisch-politischen Vorbereitung für erfolgversprechende Auseinandersetzungen mit den Türken schon bedenklich, so noch mehr in der Erkenntnis der tieferen Eigenart der türkischen Kriegsführungspsychologie. Einzig und allein der schon genannte Bischof Alexius Celandonius scheint den springenden Punkt bei der Sache erkannt zu haben, wenn er sagt, die eigentliche Stärke der Türken seien ihre unerschöpflichen Kriegslisten. Implicit ist damit zum Ausdruck gebracht, was sich eigentlich dem Militärgeschichtler bei einer Betrachtung der frühen Türkenkriege unbedingt aufdrängen müßte: daß nämlich die Erfolge der Osmanen in den großen Feldschlachten jener Zeit keineswegs auf deren Schlachtenschematismus an sich zurückzuführen waren, sondern auf Umstände, die außerhalb des militärischen Momentes lagen, auf Imponderabilien also, die der Stratege zwar in Rechnung setzen muß, die aber außerhalb seiner Kontrolle liegen. Dies gilt in hervorragendem Maße für Kosovo Polje (1389), Nikopolis (1396), Varna (1444) und das zweite Kosovo Polje (1448), die überwiegend durch Fehler auf christlicher Seite, teilweisen Verrat oder durch die Uneinigkeit in der Führung zugunsten der Türken ausschlugen. Ähnliches gilt für die große Belagerung von Konstantinopel (1453), die sich trotz ungleicher Kräfteverteilung und gewaltiger Handicaps auf byzantinischer Seite unverhältnismäßig lange hinzog und um ein Haar abgebrochen worden wäre. Hingegen scheiterte der 1456 erfolgte Versuch Mehmeds II., Belgrad zu nehmen, trotz Einsatzes neuartiger technischer Kampfmittel — sogar die erwähnte Schiffsrutschbahn sollte wieder verwendet werden —, was für die Türken um so blamabler war, als der christliche Sieg in erster Linie dem militärisch fragwürdigsten Haufen zu verdanken war, der je einem Türkenheere entgegengetreten war, während gerade erprobte Leute wie der ungarische Kämpfer Hunyadi János sich merkwürdig zurückgehalten hatten³⁸.

Borgia. Zürich-Stuttgart 1957, wird allerdings das landläufige Borgia-Bild weitgehend revidiert werden müssen. Auch O. Ferrara bezweifelt die Vergiftung des türkischen Prinzen (S. 361).

³⁷ Vgl. etwa 'Âşyqpaşazâde S. 185: bilinmez qandalugy noldy.

³⁸ Vgl. F. Babinger: Der Quellenwert der Berichte über den Entsatz von Belgrad am 21./22. Juli 1456. München 1957. (Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 1957, Heft 6.)

Es ist einigermaßen auffällig, daß Historiker wie Kriegsgeschichtler, wenn wir recht sehen, es bisher unterlassen haben, zu vergleichen, wie sich die türkischen Eroberungen der Frühzeit hinsichtlich der Kriegsmethodik zueinander verhalten. Eine solche Betrachtung ergibt, daß die Inbesitznahme all jener Festpunkte, die das spätere Reich tragen mußten, d. h. der Burgen und Städte des osmanischen Früheststaates in Anatolien und der Maritzalinie, der Basis für die spätere Westausdehnung des Osmanenreiches, fast ausschließlich auf „paramilitärischem“ Wege erfolgte, d. h. durch Bestechung oder Erpressung oder durch eine Kampfweise, wie sie in unseren Zeiten dem paramilitärischen Kleinkriege, der Guerilla, entspräche. Um nur einiges herauszugreifen, möchten wir etwa die Eroberung Brassas, Dimetokas und Adrianopels nennen, die durch Bestechung bzw. Erpressung der byzantinischen Befehlshaber genommen wurden³⁹. Die Wegnahme Biledschiks aber war geradezu ein Muster von Guerillataktik: die türkischen „Glaubenskämpfer“ baten den Tekfür⁴⁰ im besten Einvernehmen, ihre Lasten im Burghof deponieren zu dürfen. In die Lastenhüllen waren jedoch keineswegs Waren, sondern türkische Ghâzis⁴¹ eingewickelt, die sich à la Trojanisches Pferd in die Burghöfe einschleusten, die Wachen zusammenhieben und auf solche Weise die Feste in die Hände bekamen⁴². Die islamische Moral gegenüber „Ungläubigen“ und die „völkerrechtlichen“ Vorstellungen der islamischen Lehre, die Verträge mit Christen lediglich als jederzeit kündbaren Waffenstillstand ansahen, ermöglichten es den Türken, sich in dieser Weise dem Gegner auch im tiefsten Frieden plötzlich zu nähern und ihre Beziehungen zu ihm danach einzurichten, eine Bestätigung der Theorien W. Rentschs der, gestützt auf jüngste Kleinkriegserfahrungen, dargetan hat, daß die Guerilla in abstracto nicht möglich ist, sondern in das Netz der Politik und weltanschaulichen Bewegungen eingebaut sein muß, ja aus dieser Verflechtung heraus überhaupt nur verständlich werden kann. Ohne diese Verflechtungen sackt sie ins reine Räubertum ab, das mit der Festigung staatlicher Macht in eine auf die Länge aussichtslose Position gedrängt wird⁴³.

Die abendländischen Heere standen hier einem Phänomen gegenüber, dem sie weder seelisch noch militärisch Ernsthaftes entgegenzusetzen hatten, da der Gegner sich nicht immer nach ihrem gewohnten „Comment“ richtete. Es ist gewiß nicht ohne Bedeutung, daß die christlichen Heere von den türkischen Gegnern keineswegs bereits an der Grenze abgefangen und gestellt wurden, sondern jedesmal weit ins Osmanenreich einzudringen vermochten. Gerade dies setzte die Türken instand, sich der ihnen besonders liegenden

³⁹ J. v. Hammer-Purgstall 85, 146, 147.

⁴⁰ Tekfür, wohl aus armenischem tagavor, hieß bei den alten Osmanen der Kaiser von Byzanz, doch benannte man auch die byzantinischen Burgherren und Festungskommandanten so.

⁴¹ Ghâzi = Glaubenskämpfer für den Islam. Heute = Veteran.

⁴² Vgl. 'Āšyqpašazâde S. 18.

⁴³ W. Rentsch: Partisanenkampf. Erfahrungen und Lehren. Frankfurt am Main 1961, besonders S. 47 ff.

Kleinkriegsweise zu bedienen, die ja durch die schier ins Endlose verlängerte und keineswegs nachdrücklich gesicherte Nachschublinie der Gegner ein lohnendes Betätigungsfeld erhielt und überdies ein erfolgreiches Abfangen des Gegners beim Zurückfluten erhoffen durfte. Hauptsächlich konnten sich hier die Aqyndschy auszeichnen, die als leichte Kavallerie rasch beweglich waren und durch ihre Taktik der „verbrannten Erde“ dem Gegner nicht nur sachlich, sondern auch seelisch schwer zuzusetzen vermochten. Wieder ist es Alexius Celadonius, der den Kernpunkt der Sache richtig erfaßt: überzeugt, daß die Türken der offenen Feldschlacht lieber zugunsten des „Kleinkrieges“ aus dem Wege gehen, ja sogar ihre Festungen nur selten — dann allerdings, wie er gesteht, recht hartnäckig — verteidigen, sieht er das strategische Heil in der bestmöglichen Verkürzung der Nachschublinien und in der Vermeidung all dessen, was dem türkischen „Bandenkampfstil“ günstige Bedingungen schafft, insbesondere das Detachieren kleiner Einheiten zur Verfolgung der Aqyndschy, deren rasche Beweglichkeit das einzige Moment darstelle, in welchem die Türken den christlichen Heeren überlegen seien. So verlangt der geistliche Stratege die Errichtung von Verpflegungslagern längs der ungarisch-türkischen Grenze, da eine auf dem Balkan-Landwege vorgehende Armee, die nicht über See versorgt werden könne, ihren Nachschub ohne einen solchen Rückhalt ernstlich gefährde, nachdem die Aqyndschy beim Rückzuge alles verwüsten würden. Insbesondere verderblich wäre es, sich zu leichtfertiger Verfolgung der türkischen Plänkler verleiten zu lassen, denn dies sei es eben, was sie durch ihren Kleinkrieg bezweckten. „Itaque nostros agmine incedentes, a fronte, a tergo, a lateribus, crebris modo aggressionibus, modo ictibus, ipse illesus, pernecitate equi ad suos se facile recipiens, pungit, cedit, ferit, infestat“, sagt Alexius Celadonius wörtlich und charakterisiert damit auf das treffendste das Wesen des türkischen Guerillastiles, dem er bei Nichtbeachtung seiner Vorschläge auf die Länge den Sieg prophezeit. „Et quoniam nostri hostis bellica ratio a nostra diversissima est, si singula considerabimus, longo intervallo illi cedere inveniemus“, heißt es in des Bischofs Promemoria. Auch darüber ist sich Alexius Celadonius im klaren, daß dem türkischen Plänkler der psychologische Rückhalt bei der einheimischen Bevölkerung entzogen werden müsse, eine Standardregel moderner Bandenbekämpfung. Alexius Celadonius hat insbesondere die Râja⁴⁴ im Auge und sonstige Bevölkerungsteile, die sich „des Verrates an ihren osmanischen Herren geneigt zeigen“. Diese, aber auch die Muslime müßten tunlichst geschont und ihre Anführer gewonnen werden, um keine unerwünschte Solidarität mit den Osmanen zu schaffen. Auch die Behandlung der Gefangenen habe sich nach den gleichen Grundsätzen zu richten. Prestigefragen hätten zurückzutreten. All diese Punkte muten erstaunlich modern an. Sie lassen darauf schließen, daß man in der bewußten Hinsicht vermutlich kräftig gesündigt und somit durch primitiv-unbeherrschte Rache- und Repressalienpo-

⁴⁴ Râja, eigentlich Ra'âjâ („Herde“), bezeichnet die nichtmuslimischen Untertanen eines muslimischen Herrschers, insbesondere des Osmanen-Sultans.

litik selbst ansonsten gutgesinnte Elemente den Türken in die Arme getrieben hatte. Insbesondere in Bezug auf die Râja war solches das Verfehlteste, was man tun konnte, umso mehr als die Lage der unfreien bäuerlichen Bevölkerung in den christlichen Anrainergebieten nicht dazu angetan war, die Râja ihre „Turkokratia“ als übermäßig drückend ansehen zu lassen⁴⁵. Wenn Alexius Celadonius demgegenüber sogar die Schonung der Muslime und Duldsamkeit gegenüber ihrem Glauben fordert, weil man dadurch auch sie nach und nach gewinnen könne, so zeigt dies, daß er sich darüber klar war, daß dem Bandenkriegsstil nur durch die geistige Abwürgung seines ideologischen Hintergrundes wirklich erfolgreich beizukommen ist, eine Erkenntnis, die bis in die neueste Zeit das Fassungsvermögen der höheren Marsjünger aller Lager entschieden überschritten hat, zumal ein Zurückstecken in Prestigefragen große Anforderungen an das politisch-militärische Selbstgefühl stellt.

Wir haben oben gesagt, wir wollten den Versuch machen, darzutun, daß die Türken bei der Eroberung des südosteuropäischen Raumes sich durchaus von strategischen Gesichtspunkten haben leiten lassen. Daß schon Murâd I. sich über die Bedeutung der Donau-Linie im klaren war, zeigt der Umstand, daß er nach der Anbändigung Bulgariens als Satellit die Festung Silistria keineswegs dem bulgarischen Zaren beließ, sondern in eigene Hand nahm und damit die unteren Donauübergänge unmittelbar beherrschte. Den wohl klarsten strategischen Blick der osmanischen Herrscher in der uns angehenden Epoche aber zeigte Murâd II., der wohl wußte, daß der Besitz der Heerstraße Belgrad-Saloniki einschließlich ihrer beiden Endpunkte auf die Länge für das europäische Osmanenreich entscheidend sein mußte, daß diese Linie aber ohne Beherrschung wenn nicht Belgrads selbst, so doch des Donaulaufes unterhalb der „stolzen Feste“ sowie des albanischen Raumes, aus dem heraus die Heerstraße ständig bedroht werden konnte, niemals als wirklich gesichert gelten konnte. Verfolgt man unter diesem Gesichtspunkte seine Politik und die seiner Gegenspieler, so wird ganz klar, was Sultan Murâd II. vorschwebte. Die Donau-Linie zwischen Silistria und dem „Eisernen Tore“ hatte bereits Mehmed I., Murâds II. Vater, durch die Anlage der Festungen Jerkökü (jetzt Giurgiu), Ishâqtsche und Novo Selo zwar nicht sehr stark, aber doch leidlich abgesichert, zumal auch Turnu Severin zur gleichen Zeit in osmanischen Besitz übergegangen war⁴⁶. Vergegenwärtigt man sich die damalige Lage unter dem Gesichtswinkel Murâds II., so ergibt sich daraus mit eindeutiger Klarheit folgendes: Saloniki gehörte noch zu Byzanz, Belgrad aber zu Serbien. Die Heerstraße führte, grob gesagt, über Nisch und Usküb (Skoplje), also durch türkisches Gebiet, nach Saloniki. Wohl kontrollierten die Osmanen den durch ihr Gebiet führenden Teil der Straße (was mit dem Eingang von Mautgebühren usw. verbunden gewesen sein dürfte), doch stand es im Belieben der Herren von Belgrad und Saloniki, der türkischen Wirtschaft je-

⁴⁵ Vgl. H. J. Kißling: Die Türken und das Abendland. Vorstellung und Wirklichkeit. Der Remter. Blätter ostdeutscher Besinnung (1956) Heft 4, S. 51—62, besonders S. 61.

⁴⁶ Vgl. F. Babinger: Die Donau als Schicksalsstrom des Osmanenreiches. S. 17.

derzeit das Wasser abzugraben, d. h. die Straße zu sperren und somit für die Osmanen wirtschaftlich völlig zu entwerten. Zugleich bedeutete unter solchen Umständen die Straße eine tödliche Gefahr strategischer Art, da hier die Möglichkeit einer Abschnürung von Süden und Norden her umso leichter gegeben war, als der Nordzug der Straße von Bosnien her, der Südzug aus dem albanischen Raume heraus feindlich bestrichen werden konnte. Ein feindlicher Einfall von hier aus in das Osmanenreich mußte überdies die Festungslinie an der unteren Donau ins Wanken bringen, da mit der Treue der widerwilligen Satelliten Walachei und Moldau dann nicht mehr zu rechnen war, von dem unsicheren Kantonisten Serbien ganz zu schweigen. Überdies stand in Gestalt der Via Egnatia⁴⁷ dem Westen ein weiteres Einfallstor zur Verfügung, das nur durch die Wegnahme Salonikis einigermaßen paralytisch werden konnte. Daß Murâd II. diese Überlegungen angestellt haben muß, zeigen nicht nur seine Maßnahmen, sondern auch die Gegenzüge der Byzantiner und der Serben und Andeutungen finden wir sogar in altosmanischen Chroniken. Wie bekannt, hat Byzanz, in der Erkenntnis, militärisch der Sache nicht gewachsen zu sein, den politisch-kaufmännischen Weg gewählt, um den Türken Saloniki aus den Klauen zu reißen. Es verhöckerte 1427 die Stadt schleunigst an Venedig, das mit dem Hafen nicht nur einen guten wirtschaftlichen Umschlagplatz, sondern auch einen für die Türken gefährlichen strategischen Stützpunkt erhielt. Daß fast zur gleichen Zeit der Serbenfürst Georg Branković seine Feste Belgrad den Ungarn übergab, bedeutet nichts Geringeres, als daß hier ein politisches Spiel im Gange war, das Murâds II. Pläne und Bedürfnisse empfindlich störte, ja ihm sogar an den Lebensnerv mindestens des europäischen Reichsteiles gehen mußte. Murâd II. reagierte zunächst nur mit kleineren Flottenunternehmungen gegen venezianische Niederlassungen im ägäischen Raume, um dann aber 1430 Saloniki im Sturm zu nehmen, und nur die unsichere Lage in Anatolien dürfte ihn bewogen haben, zunächst im südosteuropäischen Europa noch nichts Entscheidendes ins Werk zu setzen. Immerhin war mit der Wegnahme Salonikis wenigstens der vorläufig strategisch empfindlichere Südzug der Heerstraße Belgrad-Saloniki besser gesichert, nachdem man damit auch die Via Egnatia zum Teil unter Kontrolle hatte, aber ohne Belgrad war alles nur eine halbe Angelegenheit. Daß man am Hofe Murâds II. die Bedeutung Belgrads bzw. der Festen unterhalb der Stadt, insbesondere Semendrias (= Smederovo), genau kannte, ergibt sich bereits aus einschlägigen Äußerungen unseres oben erwähnten altosmanischen Chronisten 'Âşyqpaşazâde, der an den Unternehmungen selbst aktiv teilnahm. Er läßt sich wörtlich, wie folgt, vernehmen⁴⁸: „Sultan Murâd (II.) hatte das ungarische Gebiet auskundschaften lassen und wußte daher, daß

⁴⁷ Die in der Antike als Via Egnatia berühmte Straße, die die Adria mit Konstantinopel verband und noch weit ins Mittelalter und die frühe Neuzeit hinein benutzt wurde. Ihre Westäste (von Dyrrhachium und Apollonia kommend) vereinigten sich beim heutigen Elbasan im Shkumbi-Tale. Die Straße führte in allgemeiner West-Ostrichtung nach Konstantinopel.

⁴⁸ S. 113.

dieses Belgrad das Tor zum Ungarland war. Dieses Tor gedachte er zu öffnen.“ (Sultân Murâd kim Engurûz vilâjetini sejr edti andan bildi kim bu Belgrâd Engurûz vilâjetinüñ qapusydur. Bu gez maqsûd edindi kim ol qapuyj açâ.) Es handelt sich um den mißglückten Versuch Murâds II. vom Jahre 1440, Belgrad den Ungarn zu entreißen. Daß der Chronist ‘Âşyqpaşazâde das türkische Fiasko zu bemänteln sucht, indem er erklärt, das türkische Heer habe nur so getan, als wolle es Belgrad nehmen, habe es aber mehr auf Beute in der Umgegend der Feste abgesehen — der fromme Zejnîje-Scheich rühmt sich, selbst auch gewaltig am Beutemachen beteiligt gewesen zu sein —, ist natürlich nichts anderes als die Geschichte vom Fuchs und den sauren Trauben. Für uns kam es nur darauf an, zu zeigen, daß man sich auf türkischer Seite über die strategische Bedeutung der Feste Belgrad keinesfalls im unklaren war. Von dem gleichen Chronisten erfahren wir, daß man am Osmanenhofe wohl wußte, daß der Besitz wenigstens Semendrias (Smederovo) (unterhalb Belgrads) für die Haltung der Satelliten entscheidend war. Wir lassen wieder den Zejnîje-Scheich sprechen⁴⁹: „... Da sagte Ishâq Bej⁵⁰: O großmächtiger Sultan, solange der Vulq Oghly (= Georg Branković) in Semendria sitzt, wird weder der Qaramân Oghly (= der Fürst von Qaramân in Kleinasien, der ewige Gegenspieler der Osmanen) Ruhe geben noch wird uns Ungarn gehorsam sein. Halte auch den Draqula (= der Walachenfürst Vlad Dracul) nicht für einen zuverlässigen Freund . . .“ (Ishâq Bej ajdur: Hej devletlü sultânüm, mâdâmki Vulq Oghly Semendirede ola ne Qaramân Oghly epsem olur ne Engurûz bize mutî‘ olur, dedi, ve hem Dyraqulajy dahy dôst sanmañ ki munâfiqdur dedi . . .). Es handelt sich hier um die Wegnahme von Semendria im Jahre 1438.

Wie sehr Murâd II. unter dem Zwange stand, die Heerstraße Belgrad-Saloniki unter allen Umständen so gut wie möglich zu sichern, zeigt eine strategische Analyse seiner weiteren Maßnahmen gegen den Westen. Als sich 1443 die Albaner unter Führung des legendenumwobenen Skanderbeg (Georg Kastrioti) gegen die Osmanen zu stellen begannen, war es Murâds II. erstes Anliegen, die von den albanischen Bergen herabführenden Straßen freizukämpfen (‘Âşyqpaşazâde S. 112). Ein Blick auf die Karte läßt erkennen, daß ihm die Paralyisierung der Via Egnatia vorschwebte, die für die Albaner (und ihre venezianischen Hintermänner) das Einfallstor vor allem nach Üsküb (Skoplje), dem türkischen Wirtschaftsmittelpunkte an der Heerstraße Belgrad-Saloniki, darstellte⁵¹. Daß seine Ziele weiter gespannt waren, freilich durch die Niederlage von Jalovac gegen Ungarn (1443), die Folgen des Szevediner Waffenstillstandes (1444), und die seinen vorübergehenden Thronverzicht herbeiführende innere Staatskrise⁵² vom gleichen Jahre unterbro-

⁴⁹ S. 114.

⁵⁰ Einer von Murâds II. Unterführern.

⁵¹ Auch hiefür ist ‘Âşyqpaşazâde Gewährsmann. In Üsküb (Skoplje) wurden auch die Kriegsgefangenen und die sonstige Beute aus Westfeldzügen verschachert.

⁵² Darüber vgl. F. Babinger: Von Amurath zu Amurath. Oriens III, 2 (1950) 229—265.

chen wurden, zeigt Murâds II. Politik nach seinen Siegen bei Varna (1444) und auf dem Amselfelde (1448): wäre ihm die Wegnahme des hartnäckig von den Türken belagerten, von den Albanern zäh verteidigten Kruja gelungen (1450), so wäre es den Venezianern schwer geworden, den albanischen Freiheitskampf nachhaltig zu unterstützen. Denn Kruja beherrschte die Verbindungsstraße vom venezianischen Skutari (Schkodra) zu den in das Drina- und Vardar-Tal hinüberführenden Verbindungswegen. Im Grunde der gleichen Zielsetzung diente Murâds II. Vorgehen gegen die von Paläologenfürsten beherrschte Peloponnes (1446). Die Paläologen konnten aus der Deckung des sogenannten Hexamilion-Walles heraus bedrohliche Vorstöße nach Norden machen und osmanische Kräfte binden. Überdies war die Möglichkeit gegeben, durch Verbindungen über See Fühlung mit den Albanern und Venezianern aufzunehmen. Wieder ist es 'Âşyqpaşazâde, der mehrfach angeführte Chronist und Derwischscheich, der sich nicht nur für seine Person strategisch-fachmännisch äußert, sondern auch die Gespräche Murâds II. mit seinem Unterführer Turahan Bej wörtlich wiedergibt⁵³. Er bezeichnet das Festungssystem von Germe (= Hexamilion), das die Peloponnes gegen Attika abriegelte, ausdrücklich als „Mora vilâjetinüñ qapusy Germe hisâry“, also als „Feste Germe, das Tor nach Morea“ und berichtet folgendes Gespräch zwischen Murâd II. und dem Türkengeneral Turahan Bej: „Murâd Han Ghâzî sagte: Turahan, wie kann man diese Feste Germe, den Mund von Morea, nehmen? Sag mir das! Turahan Bej antwortete: Mein Sultan, diese Feste Germe ist ein merkwürdiges Bollwerk. Es reicht von einem Meere zum anderen (= Saronischen Golf zum Korinthischen Golf), so daß das Gebiet ganz vom Meere umflossen ist, d. h. es ist sozusagen eine Insel. Die Befestigungen von Germe bilden das Tor dazu. Man hat an fünf Stellen Befestigungen errichtet und jede ist stark bestückt. Man muß von drei Seiten angreifen, und zwar jede Befestigung einzeln.“ (Murâd Han Ghâzî ajdur: Turahan, bu Germe hisâry kim Moranuñ agzydur any ne sûretle almaq gerek baña haber ver, dedi, ve anuñ fethi ne sûretle ola, dedi. Turahan Bej ajdur: Sultanum, bu Germe hisâry bir garib hisârdur. Germesi bir deñizden bir deñize dek çekilmişdür ve deñiz bir vilâjeti tamâm tolanmyşdur ke'ennehü bu vilâjet bir ada gibidür. Şejle vâqi' olmuşdur ve Germedeki hisârlar aña qapu gibidür ve qapu olmuşdur. Ve bu Germeje beş jerde hisâr japylymyşdur ve her hisâruñ mu-bâlaga jaragyn görmüşlerdür. Ol hisâra üç jerden savaş vermek gerekdür her bir hisâra . . .). Der Durchbruch durch das Festungssystem von Hexamilion beraubte die moreotischen Paläologenfürsten ihrer „Meginot-Linie“ (wobei Korinth in Flammen aufging). Daß sich Murâds II. besondere Wut gegen den Hafen Patras richtete, der völlig verwüstet wurde, zeigt, daß er diesen als Basis einer Schiffsverbindung zwischen der Peloponnes und Albanien bzw. Venedig richtig erkannte.

Murâd II. hat die völlige Sicherung des europäischen Reichsteiles nicht vollenden können. Dies war seinem ihm ansonsten gänzlich unähnlichen

⁵³ S. 115 f.

Sohne und Nachfolger Mehmed II. vorbehalten. Sein Wirken ist uns in F. Babingers umfangreichem Buche über ihn mit aller wünschenswerten Ausführlichkeit geschildert worden⁵⁴. Trotz seiner Gegnerschaft zu seinem Erzeuger hat Mehmed II. als Sultan das für die Osmanen zum guten Ende gebracht, was Murâd II. begonnen hatte. Die Bereinigung der Byzanz-Frage (1453), des Problems der Genueser-Frage (Wegnahme der genuesischen Ägäis-Inseln 1455, später, 1475, auch Kaffas) und verschiedener kleinasiatischer Angelegenheiten, alles Dinge, die ihm durch die Dummheit und Uneinigkeit des christlichen Abendlandes möglich wurden, gaben ihm freie Hand auch in Sicherung der europäischen Türkei und ihrer Mehrung. Auch hier stand neben der Donau die Heerstraße Belgrad-Saloniki im Hintergrunde. Sie führte zur Vernichtung der Paläologen-Herrschaft auf der Peloponnes und zur Annexion Bosniens (1463), dessen durchgreifende Islamisierung Mehmed II. nicht nur politisch-strategisch, sondern auch psychologisch einen starken Eckpfeiler für das Sicherungssystem der Heerstraße Belgrad-Saloniki und überdies ein neues Ausfallstor gegen die Adria und damit gegen Venedig verschaffte. Da er, unbeschadet seiner Niederlage vor Belgrad (1456), bereits 1458/59 Serbien unmittelbar zum Osmanenreiche schlagen konnte, war die Albanerfrage, trotz Skanderbegs zähem Kleinkriege, praktisch bereits damals gelöst. Als 1467 gar die Albaner durch Skanderbegs Tod ihres letzten Freiheitshortes beraubt wurden, konnte die Heerstraße als endgültig gesichert gelten, zumal durch den Fall von Skutari (Schkodra) auch die venezianische Unterstützung fraglich geworden war. Die 1467 in aller Eile erfolgte Errichtung von Elbasan⁵⁵ war freilich mehr als der gewählte Name (Elbasan = „Zwingburg“) vermuten ließ. Sie richtete sich nicht allein gegen die auch nach Skanderbegs Tod noch unruhigen Albaner, sondern vor allem gegen Venedig, Mehmeds II. Hauptgegner im Mittelmeer-Raume. Elbasan löste Kruja ab. Das Shkumbi-Tal völlig beherrschend und damit die sich dort vereinigenden Westäste der Via Egnatia paralysierend, entwertete es die in dem schmachvollen Frieden von 1479 bei Venedig verbliebenen albanischen Plätze Durazzo und Antivari strategisch so gut wie völlig und gestattete überdies die Unterhaltung eines türkischen Flottenstützpunktes in Valona. Durch den Fall von Skutari (Schkodra) war außerdem den Türken in Gestalt der damals bis Skutari hinauf schiffbaren Bojana ein wenn auch kleinerer Hafen zugefallen, der zusammen mit der Flottenbasis Valona die venezianischen Häfen Durazzo und Antivari jederzeit in eine gefährliche Zange nehmen konnte. Wie gut sich die Sache bewährte, zeigt die Tatsache, daß Mehmed II. kurz vor seinem jähen Tode (1481) von Valona aus einen Brückenkopf bei Otranto, also im Raume des unteritalienischen „Stiefels“, zu bilden vermochte.

Die politische Lage änderte sich mit einem Schlage durch den Tod Mehmeds II. (er wurde auf Veranlassung seines Sohnes Bâjezid II. beseitigt).

⁵⁴ Vgl. oben S. 109 Anm. 3.

⁵⁵ Vgl. dazu F. Babinger: Die Gründung von Elbasan. Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen 34 (1931) 2. Abt., S. 1—10.

Der Brückenkopf von Otranto brach zusammen, aber schon hatte die „Tauerwetterstimmung“ das christliche Abendland so sehr ergriffen, daß die Bemühungen Papst Sixtus' IV., die günstige Lage durch einen kräftigen Nachstoß gegen die türkische Flottenbasis Valona zugunsten des Westens auszuwerten, kläglich scheiterten⁵⁶. Der Papst und Matthias Corvinus, der Ungarnkönig, waren die einzigen, die an das plötzliche Glück nicht glauben wollten. Die Auseinandersetzung Bâjezids II. mit seinem Halbbruder Dschem-Sultân in Kleinasien, die sich als Fernbeben bereits in der europäischen Türkei bemerkbar machte, hätte zum mindesten den äußersten Westen des Osmanenreiches „sturmfähig“ gemacht, aber jetzt drängelte niemand mehr nach dem Heldentode für die gefährdete Sache der Christenheit. In gänzlicher Fehlbeurteilung des neuen Sultans, der inzwischen seinen Halbbruder aus dem Lande gejagt, glaubten besonders optimistische Schönseher an das Erlöschen des Halbmondes. Obwohl Bâjezid II. es zuweilen ausgezeichnet verstand, den Friedensengel zu spielen, hätte die Entschlossenheit, mit der er 1484 der polnischen Südostausdehnung entgegentrat⁵⁷, die Optimisten ebenso belehren können wie die Wegnahme der venezianischen Besitzungen Modon, Navarino und Koron (1500) sowie die Tatsache, daß Kärnten und Oberkrain mehrfach blutige aqyndschy-Einfälle über sich ergehen lassen mußten⁵⁸. Venedig ward im Frieden von 1502 nun auch Durazzos ledig, womit, von den sonstigen Abtretungen ganz abgesehen, von einer etwaigen Aufbrechung der Via Egnatia-Sperre keine Rede mehr sein konnte. Türkische Vorstöße in der Herzegowina hatten die Adriaküste bereits weiter nördlich erreicht, womit die Möglichkeit einer im Belieben der Türken stehenden jederzeitigen Sperrung der Straße von Otranto und damit einer Handelsblockade gegen Venedig und andere italienische Staaten in drohende Nähe gerückt war. Vor dieser Situation stand der christliche Westen, als unser Bischof Alexius Celadonius, wütend über die Uneinsichtigkeit des Westens, sein Promemoria verfaßte. Das strategische Endergebnis des Versagens des Westens in einer Sternstunde war, daß, von der See-Situation abgesehen, grob gesehen, die Save- und Drau-Linie den Türken offen lag, und damit der Weg nach der Steiermark, Kärnten und Oberitalien. Belgrads Bedeutung aber war ins Ungemessene gestiegen. Es mußte um jeden Preis gehalten werden. Belgrad und die Donau-Linie blieben der wunde Punkt auch für die Türken, aber der blutige Kleinkrieg, der sich während Bâjezids II. Herrschaft — unter beiderseitiger Entfaltung aller erdenklichen Greuelthaten — rechts und links der Donau abspielte, brachte keinerlei Entscheidung.

Alexius Celadonius sah diese Dinge bereits zu seiner Zeit richtig und seine

⁵⁶ Vgl. L. v. Pastor II, 569 ff.

⁵⁷ Darüber die leider ungedruckte Münchener Doktorschrift N. Beldiceanu: Der Feldzug Bâjezid's II. gegen die Moldau und die Schlachten bis zum Frieden von 1486. München 1955. Ein Exemplar in der Bücherei des Instituts für Geschichte und Kultur des Nahen Orients und für Turkologie an der Universität München.

⁵⁸ Freilich wurden hier oft übertriebene Angaben gemacht. Vgl. dazu W. Neumann: Die Türkeneinfälle nach Kärnten. Südost-Forschungen 14 (1955) 84 ff.

Vorschläge, wären sie jemals zur Durchführung gelangt, hätten wohl zu einem nachhaltigen Erfolge geführt. Seine großlinigen strategischen Ideen beweisen es. Der Grundsatz „Getrennt marschieren, vereint schlagen“ steht über allem. Der bei allen vorhergegangenen Versuchen, gegen die Türken etwas zu unternehmen, zu beobachtende Fehler, daß man entweder nur zu Lande oder nur zu Wasser vorging, bzw. daß das Zusammenwirken von Landheer und Flotte fast niemals klappte, soll bei Alexius Celadonius dadurch vermieden werden, daß drei Armeen in völliger Unabhängigkeit voneinander marschieren sollen: zwei über Land, eine zur See. Die erste Landarmee soll den Weg über Ungarn nehmen, um in Moesien, also Serbien-Bulgarien, bzw. Thrakien einzubrechen. Sie hätte also der „klassischen“ Türkeifahrer-Route zu folgen, d. h. von Belgrad die Morava aufwärts über Nisch—Sofia—Philippopol—Adrianopol zu ziehen. Da zu erwarten ist, daß die Türken sich zurückziehen und „verbrannte Erde“ hinter sich lassen, verlangt der Bischof die erwähnten Verpflegungslager längs der Grenze, da diese Armee als einzige nicht über Wasser verpflegt werden könne. Für die Marschrouten der zweiten Armee läßt Alexius Celadonius zwei Möglichkeiten offen: eine über Friaul, Istrien, Dalmatien, das Illyricum und den Epirus, „vel, quod brevius atque facilius magisque fieri consuevit, ad Salentinas et inde e Brundisio ad Apoloniam et Aulonem vel ad Dyrachium, transmissio mari supero, in Macedonia vel Thessalia“. Die großstrategische Konzeption des gallipolitanischen Bischofs ist klar: die erste Armee zielt letztlich auf Konstantinopel auf dem Wege über die klassische Heerstraße Belgrad-Konstantinopel⁵⁹, während die zweite Armee eindeutig auf Saloniki angesetzt ist. Was den Marschweg der zweiten Armee angeht, so ist sich Alexius Celadonius über die Schwierigkeiten der ersten Möglichkeit (Friaul-Istrien-Dalmatien, Illyricum, Epirus) durchaus im klaren und ein Blick auf die Karte bestätigt dies. Da der Bischof in Bezug auf die erste Armee sagt, sie sei die einzige, die nicht über See versorgt werden könne, darf als sicher gelten, daß ihm für die Friaul-Epirus-Route der zweiten Armee der Weg längs der Adria-Küste vorschwebte; also etwa die heutige Route Triest - Rijeka - Senj - Šibenik - Šplit - Skutari (Schkodra) - Leš - Durazzo - Via Egnatia, wo die zweite Möglichkeit (über See von Brindisi aus) mit der ersten zusammenfällt. Der Vorteil der zweiten Möglichkeit, die Alexius Celadonius auch selbst für vorteilhafter hält, bestand darin, daß im Gegensatz zur ersten Möglichkeit die Armee erst auf der Via Egnatia mit Feindberührung zu rechnen hatte, während bei der ersten Möglichkeit spätestens im Raume der Herzegowina die ersten Zusammenstöße mit den Türken zu erwarten gewesen wären. Durazzo war zur Zeit der Abfassung des Promemorias noch venezianisch, ebenso das (allerdings nicht genannte) Antivari. Zweifellos rechnete Alexius Celadonius mit den noch immer nicht ganz von den Türken befriedeten Albanern, wenn er sagt, es gebe dort gute

⁵⁹ Über die Heerstraße vgl. immer noch C. Jireček: Die Heerstraße von Belgrad nach Constantinopel und die Balkanpässe. Prag 1877. Für die thrakischen Abschnitte vgl. auch H. J. Kießling: Beiträge zur Kenntnis Thrakiens im 17. Jahrhundert. Wiesbaden 1956. (Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes XXXII, 3.)

Verproviantierungsmöglichkeiten und zahlreiche kampfesfreudige Einwohner. Da er als vorläufiges Ziel dieser zweiten Armee Mazedonien und Thessalien nennt, kommt als Marschroute einzig und allein die Via Egnatia in Betracht und es blieb letztlich eine Geschmacksache, ob man die Landung in Durazzo oder Valona ansetzte, denn um die Sperrfeste Elbasan im Shkumbi-Tale kam man auf keinen Fall herum. Es ist übrigens bezeichnend, daß schon Papst Sixtus IV. 1481 das gleiche Konzept für den Nachstoß gegen Valona hegte⁶⁰.

Eine eigene Versorgungsflotte soll die zweite Armee begleiten und, „si hostis classem Hellesponto emiserit“, die türkische Flotte bekämpfen oder, falls diese es vorziehen sollte, nicht zu erscheinen, die Küstenstädte plündern oder zur Unterwerfung zwingen. Auch aus dieser Bemerkung Alexius Celadonius' geht hervor, daß die zweite Armee die Via Egnatia marschieren sollte, zunächst bis Saloniki, dann aber wohl weiter durch das heutige Nordgriechenland bis an die Maritza, wo man sich vermutlich mit der ersten Armee vereinigen sollte. Daß die Türken an der Maritza-Linie den hartnäckigsten Widerstand leisten würden, war leicht vorauszusehen, da sich zwischen ihr und Konstantinopel nur noch unbedeutende Befestigungen befanden, die erdräumlich gesehen etwa der heutigen Çataldscha-Linie entsprächen⁶¹. Die noch näher gegen Konstantinopel zu gelegene alte „Anastasische Mauer“ war zur Zeit unseres Promemorias völlig veraltet und ohne Bedeutung⁶².

Interessant ist Alexius Celadonius' Rat, sich auf keinen Fall durch Belagerungen von Befestigungen aufzuhalten. Befänden sich die Kreuzzügler erst jenseits türkischer Burgen, so würden diese von selbst fallen, sei es durch Bestechung der Befehlshaber, sei es, daß die christlichen Râja sich einschalteten und die Burgen übergäben. Diese Taktik, die übrigens gelegentlich auch die Türken schon angewandt hatten — so ließ z. B. Kronprinz Sülejmân bei der Eroberung der Gallipoli-Halbinsel einige byzantinische Burgen unbeachtet „in ihrem eigenen Saft schmoren“, bis sie sich aus Verpflegungsmangel selbst ergaben —, war zum mindesten im Reichsinneren durchaus angebracht, da die Türken sogenannte Binnenlandfestungen grundsätzlich zu schleifen pflegten, um etwaigen Aufrührern keine Stützpunkte zu lassen. Aus dieser Gewohnheit erklärt sich vielleicht auch Alexius Celadonius' Behauptung, die Türken verteidigten ihre Burgen nur selten. Auch verschiedene andere taktische Ratschläge des Bischofs — wir greifen nur einiges heraus — zeugen von einem klugen taktischen Kopf, so etwa, wenn er empfiehlt, bei Standortwechsel durch ein Detachement die Türken solange zu beschäftigen, bis das Gros das neue Lager eingerichtet und bezogen hätte. Verderblich sei es, den türkischen Plänklern nachzusetzen oder sich gar voreilig zum Rückzug zu entschließen, da dies unweigerlich eine Panik bei den Kreuzzüglern zur Folge haben werde. Großen Wert legt Alexius Celadonius auf die Entsendung einer

⁶⁰ Vgl. L. v. Pastor II, 569 ff.

⁶¹ Vgl. H. J. Kießling: Beiträge zur Kenntnis Thrakiens im 17. Jahrhundert. S. 42f.

⁶² Vgl. neuerdings F. Dirimtekin: Anastase Surları. Belleten 12 (1948) 1 ff.

selbständig operierenden Flotte, die der türkischen Flotte auf jeden Fall überlegen sein müsse, um diese am Eingreifen zu verhindern bzw. diese zu vernichten. In Kenntnis der Tatsache, daß die türkische Flotte überwiegend von Renegaten durch die Wogen des Mittelmeeres gesteuert wurde⁶³, hält Alexius Celadonius von ihr nicht allzu viel. Man traue türkischerseits diesen Leuten nicht, auch reiche ihre Zahl nicht aus, eine Entscheidung herbeizuführen. „Ut, etiam si multi ex nostris nautis ac fabris apud eos stipendia faciant, quod maiora quam a nobis praemia consequantur, vel quod timore supplicii ob parata apud nostros facinora ad hostes transfugerint“, meint der Bischof. Auch für die Flotte gibt Alexius Celadonius kluge Ratschläge, die wir jedoch hier übergehen können.

Ein besonders trübes Kapitel bildet die Spionage, die für die Christen sehr schwer sei, da man höchstens muslimische Gefangene dafür einspannen könne, die es aber nicht wagten, eine solche Mission zu übernehmen. In der Tat hatte Sultan Bâjezîd II. der christlichen Spionage durch seine fremdenfeindlichen Maßnahmen — er duldet auch keine „diplomatischen Vertreter“ mehr, da er sie nicht zu Unrecht für Spione hielt — einen starken Riegel vorgeschoben. Umgekehrt funktionierte seine eigene „Abwehr“ im Abendlande, wie schon zu Zeiten Murâds II. und Mehmeds II., ganz ausgezeichnet. Sie hatte ihre Fühler an allen Höfen und selbst bei der Kurie⁶⁴. Unser Bischof drängt daher auf strikteste Geheimhaltung.

Daß die „Koalitions-Misere“ eines der bösesten Handicaps bei der Türkenbekämpfung darstellte, weiß Alexius Celadonius nur zu gut, weshalb er gute Ratschläge für die Zusammensetzung der Armeen gibt und für die Wahl der Anführer. Diese Ratschläge zielen durchwegs darauf ab, Eifersüchteleien und völkische Gegensätze tunlichst auszuschalten, und zugleich auf die besonderen Begabungen und ihren bestmöglichen Einsatz für das gemeinsame Ziel hinzuweisen. Die „Transalpinen“ und „Transrhenanen“ müßten aus diesen Gründen ihre eigenen Kommandeure haben, jedoch „praeter eos qui nunc Russi, olim Sarmatae vocabantur, quorum ob longinquitatem et mores non eadem habenda est ratio“. Unter „Transalpinen“ und „Transrhenanen“ versteht Alexius Celadonius die Germani, Boemi, Poloni, Ungari, Daces et Polachi. Sie sollen die erste Armee stellen. Als zweite Armee, die gallico nomine magna ex parte constabit, werden Leute aus Frankreich, dem Alpenraume, den Cevennen und dem Jura, dem „Ozean“, dem Rhein und den Britischen Inseln aufgestellt. Aus den „drei Königen“ soll deren Anführer gewählt werden.

Die Aufstellung der Flotte obliegt naheliegenderweise den Königen von Spanien, Portugal und Navarra, ferner sollen Genua, Venedig und Neapel dazu Beiträge leisten. Die Flotte soll überwiegend aus dem gängigsten Schiffstyp jener Zeit, Dreiruderern, bestehen. Das Kommando soll Ferdinand von

⁶³ Vgl. H. J. Kießling: Das Renegatentum in der Glanzzeit des Osmanischen Reiches.

⁶⁴ Vgl. F. Babinger: Mehmed der Eroberer und seine Zeit. S. 234.

Aragonien führen. Alexius Celadonius träumt in diesem Zusammenhange sogar, bei günstigem Verlauf der sonstigen Operationen, von einer Landung in Kleinasien, vel Caria, vel Pamphilia, vel Cilicia. Die Entsendung von allzu vielen Soldaten könne Spanien nicht zugemutet werden, da dieses seine neuen Untertanen von Granada und die „afrikanischen Könige“ zu überwachen habe. In der Tat hatte ja das „Katholische Königspaar“ Ferdinand von Aragonien und Isabella von Kastilien 1494 das letzte muslimische Fürstentum auf der iberischen Halbinsel, Granada, erobert und den letzten Fürsten Abû 'Abdallâh (Boabdil) ins nordafrikanische Exil geschickt. In Nordafrika hatten sich kleine muslimische Dynastien aufgetan, die noch immer nach Iberien schielten. Die Türken hatten auf dieses Ereignis mit lebhaften Flottenunternehmen im Westmittelmeer geantwortet, wobei sich der Renegat Kemâl Re'is besonders auszeichnete⁶⁵. Alexius Celadonius hatte auch daran gedacht.

Die gutgemeinten Ratschläge Alexius Celadonius' wurden in den Wind geschlagen und kamen auch nicht andeutungsweise zur Durchführung. Als Bâjezîd II. mit dem aufsteigenden Sefevidenreich⁶⁶ in Konflikt geriet und 1512 von seinem Sohne Selîm I. (1512—1520) gestürzt und vergiftet wurde, sank das Abendland wieder in Gleichgültigkeit gegenüber der Türkenfrage zurück. Es sah mit verschränkten Armen zu, wie Selîm I. das Mamlûkenreich der Osmanenherrschaft angliederte (1517)⁶⁷ — womit der Sperriegel vor dem begehrten Rohstofflande Indien in einer Hand vereinigt war — und das Osmanenreich sich nach Bereinigung seiner inneren religiösen Gegensätze mehr und mehr konsolidierte. Sultan Sülejmân der Prachtige (1520—1566) brach planmäßig ein Bollwerk nach dem anderen aus der christlichen Abwehrfront heraus: Belgrad (1522), Rhodos (1522), Ungarn (1526). 1529 standen türkische Soldaten auf den Höhen des Wiener Waldes und türkische Korsaren (meist Renegaten) schufen in den „Barbareskenstaaten“ die Basis für die völlige Beherrschung des Mittelmeeres. Der Traum der Kreuzzügler war ausgeübt, das geflossene Blut umsonst gewesen.

⁶⁵ Über ihn H. A. v. Burski: Kemâl Re'is. Ein Beitrag zur Geschichte der türkischen Flotte. Diss., Bonn 1928. Dazu jedoch J. H. Mordtmann: Zur Lebensgeschichte von Kemâl Re'is. Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen 32 (1929) 2. Abt., S. 1 ff.

⁶⁶ Vgl. W. Hinz: Irans Aufstieg zum Nationalstaat im fünfzehnten Jahrhundert. Berlin-Leipzig 1936.

⁶⁷ Vgl. H. Jansky: Die Eroberung Syriens durch Sultan Selîm I. Mitteilungen zur Osmanischen Geschichte 2 (1923/26) 173—241.